



Bundesinstitut
für Bevölkerungsforschung

BiB Working Paper 3/2015

Nur wenn alle Voraussetzungen passen.
Der Forschungsstand zu Kinderreichtum

Detlev Lück, Manfred Scharein, Linda Lux, Kai Dreschmitt und Jürgen Dorbritz



Die Reihe „BiB Working Paper“ enthält Arbeiten aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) und Beiträge, die in Kooperation mit anderen Forschungseinrichtungen sowie externen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern entstanden sind. Ziel ist es, Ergebnisse und Erkenntnisse möglichst zeitnah der wissenschaftlichen Fachöffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Beiträge umfassen Zwischen- oder Endberichte von Forschungsprojekten, Studien und Gutachten des BiB, aber auch wissenschaftliche Artikel vor Annahme durch entsprechende Fachzeitschriften. Die Reihe unterliegt einem begrenzten institutsinternen Begutachtungsverfahren und die Veröffentlichungen geben die Ansichten der Autoren und nicht notwendigerweise die Position des BiB wider. Die Working Paper erscheinen in unregelmäßigen Abständen und werden ausschließlich elektronisch und in englischer oder deutscher Sprache publiziert.

Zitiervorschlag:

Lück, Detlev; Scharein, Manfred; Lux, Linda; Dreschmitt, Kai; Dorbritz, Jürgen (2015): Nur wenn alle Voraussetzungen passen. Der Forschungsstand zu Kinderreichtum. BiB Working Paper 3/2015. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.

Dieses Working-Paper ist Teil einer Serie von vier Working-Papern, die gemeinsam die Grundlagen des Forschungsprojektes „Kinderlosigkeit und Kinderreichtum (K&K)“ formulieren:

Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Zwei Phänomene und ihre unterschiedlichen theoretischen Erklärungen

(BiB Working Paper 1/2015)

Gewollt oder ungewollt? Der Forschungsstand zu Kinderlosigkeit

(BiB Working Paper 2/2015)

Nur wenn alle Voraussetzungen passen. Der Forschungsstand zu Kinderreichtum

(BiB Working Paper 3/2015)

Sozialwissenschaftliche Daten zur Erforschung von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum

(BiB Working Paper 4/2015)

Herausgeber:

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB)

Friedrich-Ebert-Allee 4

D-65185 Wiesbaden

Telefon: +49 611 75 2235

Fax: +49 611 75 3960

E-Mail: post@bib.bund.de

Schriftleitung: Andreas Ette

Satz: Sybille Steinmetz

ISSN: 2196-9574

URN: [urn:nbn:de:bib-wp-2015-032](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bib-wp-2015-032)

Alle Working Paper sind online abrufbar unter:

<http://www.bib-demografie.de/workingpaper>

© Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 2015. Alle Rechte vorbehalten.

Nur wenn alle Voraussetzungen passen. Der Forschungsstand zu Kinderreichtum

Abstract

Dieses Papier sichtet den Stand der Forschung zum Thema Kinderreichtum, definiert als biologische Elternschaft von drei oder mehr Kindern. In der Forschung wird Kinderreichtum jedoch oft nicht klar von Mehrkindfamilien unterschieden, in dem Sinne, dass drei oder mehr Kinder mit sozialen Eltern als Familie zusammenleben. Daher ist der Forschungsstand zu beiden Themen ebenfalls nicht zu trennen. Kinderreichtum ist im 20. Jahrhundert zu einer Ausnahme geworden und geht auch im Vergleich der jüngsten Geburtskohorten weiter zurück. Von den 1972 geborenen Frauen hatten lediglich 16,2 % drei oder mehr Kinder. Ein großer Teil der Forschung beschäftigt sich mit besonderen Charakteristika von Mehrkindfamilien im Vergleich zu Ein- und Zweikindfamilien, von denen teilweise auf die Determinanten von Kinderreichtum geschlossen wird. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf der sozio-ökonomischen Lage der Eltern, gemessen an Bildung, Erwerbssituation, Einkommen und Einkommensarmut, zumal hier häufig eine Deprivation festgestellt und infolgedessen ein soziales Problem ausgemacht wird. Daran angelehnt werden beispielsweise auch Gesundheit und verfügbarer Wohnraum vergleichsweise häufig thematisiert. Ein anderer Teil der Forschung fragt explizit nach den Determinanten des Übergangs zum dritten Kind. Dabei erweisen sich beispielsweise das Vorbild aus der Herkunftsfamilie, eine subjektive Familienorientierung, Religiosität, eine nicht erwerbstätige Frau aber auch eine Übereinstimmung des Geschlechtes bei den ersten beiden Kindern als förderliche Einflussfaktoren. Insgesamt gibt es ein Defizit an Forschung, die über Zusammenhänge im Querschnitt hinaus, im Längsschnitt analysiert, die Paarebene einbezieht sowie Kausalitäten und Mechanismen aufzeigt.

Schlagworte

Kinderreichtum, Mehrkindfamilie, Wege in den Kinderreichtum, Übergang zum dritten Kind, dritte Geburt, Kinderwunsch, Zwei-Kind-Norm, Familienerweiterung, Familienbiografie, sozio-ökonomische Lage, Partnerschaft, Lebensform

Autoren

Detlev Lück, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Friedrich-Ebert-Allee 4, D-65185 Wiesbaden, Tel.: +49 611 75 2866, E-Mail: detlev.lueck@bib.bund.de

Manfred Scharein, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Friedrich-Ebert-Allee 4, D-65185 Wiesbaden, Tel.: +49 611 75 2794, E-Mail: manfred.scharein@bib.bund.de

Linda Lux, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Friedrich-Ebert-Allee 4, D-65185 Wiesbaden, Tel.: +49 611 75 2129, E-Mail: linda.lux@bib.bund.de

Kai Dreschmitt, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Friedrich-Ebert-Allee 4, D-65185 Wiesbaden, Tel.: +49 611 75 2181, Email: kai.dreschmitt@bib.bund.de

Jürgen Dorbritz, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Friedrich-Ebert-Allee 4, D-65185 Wiesbaden, Tel.: +49 611 75 2062, E-Mail: juergen.dorbritz@bib.bund.de

Only if All Preconditions are Fulfilled. The State of Research on Large Families

Abstract

This paper investigates the state of research on large families, defined as biological parenthood of three or more children. However, in the literature this topic is often not clearly distinguished from that of large families, in the sense of three or more children living together with parents in a social sense as a family. Therefore also the state of research cannot distinguish these two topics. The parenthood of three or more children has become an exception in the 20th century and is further declining over recent birth cohorts. Among the women born 1972 (in Germany) only 16.2 % had three or more children. A large share of the research deals with the specific characteristics of large families, compared to families with one or two children, partly deducing determinants of a third child from these characteristics. A particular focus lies on the socio-economic situation of the parents, represented in terms of education, employment situation, income and poverty, since here a deprivation is identified and problematized frequently. Related to this field, for instance health and housing space are also addressed relatively frequently. Another part of the literature is explicitly asking about the determinants of the transition to having a third child. Hereby for example the role model of the family of origin, a subjective family orientation, religiosity, a non-employed woman but also a first and a second child of the same sex turn out to be supportive influences. All in all there is a deficit of research that presents longitudinal analyses, that includes a couple perspective and that detects causalities and mechanisms behind the cross-sectional correlations.

Keywords

Large families, Transition to the third child, Third birth, Desire to have children, Two-child-norm, Family expansion, Family biography, Socio-economic position, Partnership, Living arrangements

Inhalt

1	Einleitung	6
1.1	Terminologie	6
1.2	Themen und Fragestellungen	8
1.3	Datenquellen	8
2	Verbreitung und Entwicklung	8
2.1	Historische Entwicklung	9
2.2	Aktuelle Entwicklung	9
3	Sozio-ökonomische Determinanten und Charakteristika	12
3.1	Bildung	12
3.2	Erwerbssituation	13
3.3	Ökonomische Situation und Armut	14
3.4	Wohnsituation	16
3.5	Gesundheit	16
3.6	Bildung und Schulerfolg der Kinder	17
4	Sozio-demografische Determinanten und Charakteristika	18
4.1	Herkunftsfamilie und soziale Netzwerke	18
4.2	Partnerschaft und Lebensform	18
4.3	Lebensalter, Lebenslauf und Geburtenabstand	19
4.4	Geschlecht der ersten beiden Kinder	20
4.5	Migrationshintergrund	21
5	Sozio-kulturelle Determinanten und Charakteristika	21
5.1	Religion und Religiosität	21
5.2	Einstellungen und Wertvorstellungen	22
5.3	Lebensstil und Freizeitgestaltung	23
5.4	Soziale Akzeptanz und Stigmatisierung	24
6	Regionale und internationale Unterschiede	24
6.1	Kinderreichtum im Stadt-Land-Vergleich	25
6.2	Kinderreichtum im regionalen und Ost-West-Vergleich	25
6.3	Kinderreichtum im internationalen Vergleich	25
7	Wege in den Kinderreichtum	25
8	Zusammenfassung, Diskussion der Ergebnisse und Forschungslücken	27
	Literaturverzeichnis	30

1 Einleitung

Was wissen wir über die Verbreitung von Kinderreichtum und seiner Verteilung über verschiedene Teile der Gesellschaft? Was wissen wir über die Determinanten und Mechanismen, die es wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher werden lassen, dass eine Frau Mutter oder ein Mann Vater vieler Kinder wird? Dieses Papier sichtet die vorhandene Fachliteratur, um den Stand der Forschung zum Thema Kinderreichtum zusammenzutragen und Forschungslücken zu identifizieren. Dies geschieht systematisch für den deutschsprachigen Stand der Literatur und exemplarisch für den internationalen Forschungsstand. Das Papier versteht sich als eine Grundlage für das empirische Forschungsprojekt „Kinderlosigkeit und Kinderreichtum“.

Der Stand der Forschung zum Thema Kinderreichtum ist allerdings kaum von dem zum Thema Mehrkindfamilien zu trennen, denn beide Begriffe werden häufig synonym oder als Operationalisierung füreinander verwendet (vgl. Kap. 1.1). Deswegen wird die Beschreibung und Entstehung von Mehrkindfamilien hier in Teilen mit dargestellt. Darüber hinaus werden Folgen einer dritten Geburt für Mütter und Väter thematisiert, da sich diese in vielen Studien nicht klar von den Ursachen des Kinderreichtums unterscheiden lassen und die Antizipation dieser Folgen auf die Entscheidung für oder gegen ein drittes Kind zurückwirken könnte.

1.1 Terminologie

Der Begriff „Kinderreichtum“ ist aus mindestens drei Gründen nicht eindeutig: Erstens lässt er offen, *wie viele* Kinder mindestens vorhanden sein müssen, um kinderreich zu sein. Er lässt zweitens offen, welches die *Einheit* ist, deren Kinder gezählt werden und der Kinderreichtum zugeschrieben wird: Dies könnte beispielsweise ein Individuum, ein Paar oder ein Haushalt sein. Der Begriff lässt drittens offen, *welche* Kinder gezählt werden. In Frage kommen unter anderem: eigene (biologische) Kinder, adoptierte Kinder, Pflegekinder, im gleichen Haushalt lebende Kinder, *ständig* im gleichen Haushalt lebende Kinder oder minderjährige Kinder. Miteinander kombiniert eröffnen diese drei Definitionsmerkmale eine Vielzahl möglicher Begriffe von „Kinderreichtum“. In der Literatur verbreitet sind hingegen nur wenige:

- Fast immer gelten drei oder mehr Kinder als Kriterium, um Eltern als kinderreich (z. B. Eggen/Leschhorn 2004a, 2004b; Allmendinger/Hinz 1998; Geller 1997) bzw. Familien als eine „Mehrkindfamilie“ zu bezeichnen (z. B. Brock 2010; Keddi et al. 2010). Lediglich Nauck (1995) differenziert in „Mehrkindfamilien“ (mit drei Kindern) und in „Vielkindfamilien“ (mit vier und mehr Kindern). Die etablierte Grenzziehung von drei oder mehr Kindern erscheint insofern sinnvoll, als dritte Kinder empirisch tatsächlich bereits deutlich seltener vorkommen als erste und zweite Kinder (vgl. Kap. 2). Gemessen an den gegenwärtig verbreiteten Vorstellung von Kinderreichtum in der Bevölkerung ließen sich jedoch auch vier oder mehr Kinder als Kriterium für Kinderreichtum begründen (Diabaté et al. 2015: 178).
- Der größte Teil der Forschung beschäftigt sich mit Familien oder – noch häufiger – mit in einem Haushalt zusammenlebenden Familien, in denen viele Kinder leben. Allerdings wird in diesem Kontext häufiger von „Mehrkindfamilien“ gesprochen (z. B. Bertram 2008; BMFSFJ 2008; Bien/Marbach 2007) als von „Kinderreichtum“; doch auch die Begriffe „Kinderreichtum“ oder „kinderreiche Familien“ kommen in diesem Zusammenhang vor (z. B. Eggen/Rupp 2006; Eggen/Leschhorn 2004a). Gezählt werden in dieser Perspektive meist Kinder, die (noch) im Haushalt mit ihren Eltern leben. Die Zahl der Kinder, die in einer Familie zusammenleben, ist aus soziologischer Per-

spektive relevant, zumal sie alltägliche Inter-aktionen und soziale Beziehungen im Familienkontext beeinflusst. Die Eingrenzung auf die Haushaltsebene erfolgt wahrscheinlich vor allem aufgrund der Datenverfügbarkeit.¹

- Neben dieser Perspektive gibt es einen nennenswerten Forschungsstand zum Übergang zum dritten Kind, bezogen auf Individuen bzw. auf Frauen (z. B. Rille-Pfeiffer et al. 2009; Alich 2004). Auch hier wird nicht immer der Terminus „kinderreich“ verwendet – oft wird konkret vom dritten Kind gesprochen (z. B. Alich 2004; Bruchholz et al. 2002). In dieser Perspektive werden meist Geburten, also leibliche Kinder gezählt. Die Geburt eines dritten Kindes ist aus demografischer Perspektive relevant, zumal die Häufigkeit dritter (und höherer) Geburten Einfluss auf die Fertilität hat. Die Eingrenzung auf Frauen erfolgt zum einen aus methodischen Gründen, aber teilweise auch aufgrund von theoretischen Überlegungen, etwa zu unterschiedlich hohen Opportunitätskosten durch Kinder für Frauen in verschiedenen Situationen (hinsichtlich Bildung und Kinderbetreuung).
- Welche Kinder genau gezählt werden, wird in der Regel nicht expliziert – meist noch nicht einmal als eine relevante Frage thematisiert. Häufig wird die Operationalisierung von Elternschaft des jeweiligen Datensatzes übernommen, auf dem die berichteten Befunde beruhen. Häufig ist auch im Erhebungsinstrument nicht vorgegeben, welche Kinder mitgezählt werden sollen, so dass diese Frage letztlich durch die Befragten auf Basis ihrer subjektiven Definitionen, und somit uneinheitlich beantwortet wird (z. B. Rille-Pfeiffer et al. 2009). Adoptierte Kinder oder Stiefkinder, die durch einen neuen Partner mit in die Familie gekommen sind, dürften somit eine nennenswerte Rolle spielen.

Generell wird die Differenzierung der verschiedenen (möglichen) Begriffe nicht immer konsequent vorgenommen. So untersucht zum Beispiel Alich (2004: 7) grundsätzlich die „Entscheidung für oder gegen ein drittes Kind“ bezogen auf Frauen in Deutschland und Norwegen, argumentiert jedoch zwischenzeitlich auch mit der Zahl der „Familien mit drei Kindern“ (ebd.).

Im Englischen gibt es zu dem Begriff „kinderreich“ keine genaue Entsprechung. In der englisch-sprachigen Literatur wird daher häufig von „large families“ (z. B. Bradshaw et al. 2006; Iacovou/Berthoud 2006; Willits/Swales 2003) gesprochen, wenn Mehrkindfamilien gemeint sind, oder konkret von „having three or more children“ (z. B. Zhu 2012) bzw. „the third child“ (Philipov/Berghammer 2007), wenn es etwa um Determinanten der dritten Geburt geht. Generell wird aber weniger die Dichotomie – weniger als drei oder drei und mehr Kinder – thematisiert, sondern eher die Familiengröße („family size“, z. B. Black et al. 2005; Blake 1989) bzw. die Zahl der Kinder („number of children“ bzw. „of siblings“, z. B. Philipov/Berghammer 2007; Blake 1989) als Kontinuum betrachtet. In Bezug auf Kinderreichtum scheint also die deutsche Sprache auch die wissenschaftliche Wahrnehmung zu beeinflussen.

Im Kontext des Forschungsprojekts „Kinderlosigkeit und Kinderreichtum“ wird Kinderreichtum aus einer demografischen Perspektive gefasst: Darunter soll die biologische Elternschaft von mindestens drei Kindern verstanden werden. Für eine Lebensform, in der drei oder mehr Kinder zusammen leben, wird der Begriff der „Mehrkindfamilie“ verwendet. Allerdings ist es kaum möglich, eine solche Differenzierung vorzunehmen, wenn man den Stand der Forschung zu diesem Themenbereich zusammenfasst, zumal viele Beiträge vom Vorhandensein einer Mehrkindfamilie darauf schließen, dass in dieser Familie beide Eltern kinderreich sind. Die Befunde werden also häufig beim zugeschrieben: Mehrkindfamilien und Kinderreichen (z. B. Rupp/Bierschock 2005; Schicha 1996). Aus diesem Grund werden Befunde zu Mehrkindfamilien im Folgenden in Teilen mit berichtet.

¹ So erfasst beispielsweise der Mikrozensus, von wenigen Erhebungsjahren abgesehen, lediglich Familienangehörige, die im gleichen Haushalt leben.

1.2 Themen und Fragestellungen

Der empirische Forschungsstand zu Kinderreichtum und zu Mehrkindfamilien umfasst ein breites Spektrum an Themen und Fragestellungen. Vergleichsweise häufig wird die Frage gestellt, warum bestimmte Gruppen von Frauen und Männern ein drittes Kind bekommen und andere nicht. Hier wird der Bereich möglicher Einflussfaktoren auf den Übergang zu einem dritten Kind von den verschiedenen Autoren sehr unterschiedlich und breit gefasst (z. B. Kersten 2011; Rille-Pfeiffer et al. 2009; Kravdal 2002, 2007; Alich 2004; Huinink 1988). Diese Frage geht fließend in die Beschreibung und Charakterisierung kinderreicher Eltern und Familien über, das heißt in das Aufzeigen von sozio-demografischen oder sozio-ökonomischen Auffälligkeiten, die häufig zumindest auch Folge von Kinderreichtum sind oder sein können. Dieser Themenbereich ist noch häufiger untersucht und zumindest in der deutschsprachigen Forschung dominant. Innerhalb der Charakterisierung bildet die sozio-ökonomische Situation kinderreicher Familien einen bedeutenden Themenschwerpunkt, häufig verbunden mit einer Problematisierung derselben (z. B. BMFSFJ 2008, 2013; Bradshaw et al. 2006; Eggen 2005; Rupp/Bierschock 2005; Bruchholz et al. 2002; Allmendinger/Hinz 1998; Czock et al. 1994). Darüber hinaus beschäftigen sich verschiedene Autoren beispielsweise auch mit der Wohnsituation von Mehrkindfamilien (z. B. Eggen/Leschhorn 2004a) oder dem Einfluss der Familiengröße auf die Entwicklung und den späteren Schulerfolg der Kinder (z. B. Keddi et al. 2010; Eggen/Leschhorn 2004b), also mit Folgen von Kinderreichtum, die aber häufig im Kontext von Deprivation stehen: von Armut, Zeitmangel oder Überforderung der Eltern. Einige Publikationen haben auch – zusätzlich oder lediglich – den Anspruch, die Verbreitung von Kinderreichtum oder ihren historischen Rückgang zu berichten (z. B. Eggen/Rupp 2006, 2007).

1.3 Datenquellen

Für die Untersuchung von Kinderreichtum werden die unterschiedlichsten Datenquellen herangezogen. Je nach Datenquelle stehen verschiedene Definitionen von Mehrkindfamilien oder Kinderreichtum im Mittelpunkt der Betrachtung. Ein sehr großer Teil der Publikationen bezieht sich auf den Mikrozensus (bzw. eine jeweils aktuelle Welle des Mikrozensus) bzw. auf andere Formen amtlicher Statistik (z. B. Eggen/Leschhorn 2004a, 2004b). Daneben sind die häufigsten Datenquellen für Deutschland das SOEP (Sozio-oekonomisches Panel, z. B. Rupp/Bierschock 2005), der FFS (Family and Fertility Survey, z. B. Philipov/Berghammer 2007), der DJI-Familiensurvey (z. B. Bien/Marbach 2007), das Bamberger Ehepaar-Panel (z. B. Eggen/Rupp 2006) und der ALLBUS (Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften, z. B. Blume et al. 2006). Neben diesen quantitativen Datensätzen arbeiten viele Autoren aber auch mit qualitativen Interviews und kleinen Fallzahlen (z. B. Rille-Pfeiffer et al. 2009; Schicha 1996).

2 Verbreitung und Entwicklung

Die erste Kernfrage zum Thema Kinderreichtum ist die nach ihrer Verbreitung: Wie häufig kommt es vor, dass Menschen Eltern von drei oder mehr Kindern sind? Wie hat sich die Häufigkeit von Kinderreichtum historisch und insbesondere im Zuge der jüngsten Jahrzehnte entwickelt? Welche Unterschiede gibt es hinsichtlich verschiedener Teile der Gesellschaft – etwa hinsichtlich verschiedener Bildungsschichten, Regionen oder hinsichtlich Mehrheitsgesellschaft und unterschiedlichen ethnischen Minderheiten? Während die hi-

storische Entwicklung anhand der Forschungsliteratur nachgezeichnet wird, werden aktuelle Befunde zur Verbreitung von Kinderlosigkeit auf Basis amtlicher Daten errechnet.

2.1 Historische Entwicklung

Der Rückgang großer Familien und hoher Paritäten ist kein Phänomen der letzten vier oder fünf Jahrzehnte, sondern lässt sich schon seit spätestens Ende des 19. Jahrhunderts feststellen. Des Weiteren zeigt sich dieser Rückgang in Europa, Nordamerika und spätestens seit Ende des 20. Jahrhunderts auch in Asien und Nordafrika. Auf Grund dessen ist es notwendig, die historische Entwicklung etwas genauer zu betrachten. Familie ist stets eine historisch variierende Wirklichkeit. Ihre Struktur, Semantik und Formenvielfalt ist nur im Kontext gesellschaftlicher Entwicklung zu interpretieren (Eggen/Rupp 2006: 21).

Schon vor 100 bis 200 Jahren gab es Familien mit vielen und solche mit wenigen Kindern. Auch in früheren Jahrzehnten bemühten sich manche Eltern erfolgreich, ihre Kinderzahl zu beschränken (ebd.: 22). Dennoch war Kinderreichtum eine stark verbreitete Normalität. Die Bauersfrau im Mittelalter hatte typischerweise etwa fünf bis sechs Kinder. Allerdings generierte dies nicht notwendigerweise eine Mehrkindfamilie, denn erstens lag die Kinder- und Säuglingssterblichkeit nahe 50 % und zweitens verließen mitunter die ersten Kinder das Haus – etwa um als Knecht oder Magd auf einem anderen Hof zu arbeiten –, ehe das jüngste Kind geboren wurde. In der jüngeren Entwicklung sind kleine Familien zur dominanten Lebensform geworden (ebd.: 30). Weltweit dürfte der Anteil an Mehrkindfamilien in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen sein, dennoch zeigen sich zwischen den Ländern erhebliche Unterschiede. In Frankreich z. B. ist der Anteil an Familien mit drei oder mehr Kindern, seit der Geburtskohorte 1900, nahezu unverändert geblieben (ebd.). Die jüngeren Frauen bekommen in Frankreich zwar weniger häufig fünf oder mehr Kinder, dafür umso öfter drei Kinder. In Deutschland ist die durchschnittliche Größe der Familie vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zurückgegangen (ebd.: 32). Seitdem bekommen Frauen in Deutschland im Schnitt selten mehr als ein oder zwei Kinder. In den 1970er Jahren hatten etwa 30 % der Frauen drei oder mehr Kinder, in den 1990er Jahren ging dieser Anteil auf etwa 16 % zurück. Im Jahr 2004 lag der Anteil an Frauen mit drei oder mehr Kindern bei 15 % (ebd.: 33). In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich die Familiengröße in Deutschland kaum noch verändert (ebd.).

2.2 Aktuelle Entwicklung

Bis vor kurzem wurde die Entwicklung der Geburtenrate in Deutschland vor allem als Durchschnittswert untersucht, ohne nach Paritäten zu differenzieren. Eine spezifischere Betrachtung von Kinderreichtum und von Mehrkindfamilien wird erst seit wenigen Jahren in den Fokus der demografischen Forschung gerückt. Im Zuge dessen wurde festgestellt, dass vor allem der Anstieg von Kinderlosigkeit und der Rückgang von Kinderreichtum ursächlich für das Absinken der Geburtenrate im Zuge des zweiten demografischen Übergangs sind (BMFSFJ 2007). Laut dem Bundesministerium für Familie lebten 2005 in 13 % der westdeutschen und in 6 % der ostdeutschen Familien drei oder mehr Kinder (BMFSFJ 2007). Bei den 40- bis 44-jährigen Eltern sind 18 % bzw. 9 % als kinderreich zu bezeichnen (ebd.). Betrachtet man sich die Entwicklung über einen längeren Zeitraum, so ist festzustellen, dass es einen starken Rückgang von Mehrkindfamilien in den letzten Jahrzehnten gab (Eggen/Leschhorn 2004a). Dieser Rückgang fand in Westdeutschland vor allem in den 1980er Jahren statt. Laut Bundesministerium für Familie waren 1957 noch 20 % der Familien kinderreich, 1980 sank der Anteil auf 19 % und im Jahre 1989 auf 14 % (BMFSFJ 2007).

Allgemeiner Trend

Zieht man die Daten des Mikrozensus 2012 heran², hat die Zahl kinderreicher Frauen und Familien vom Geburtsjahrgang 1937 zum Jahrgang 1972³ in Deutschland kontinuierlich abgenommen. Der Anteil kinderreicher Frauen betrug im Jahrgang 1937 mit 31,4 % noch fast ein Drittel. Die 1972 geborenen Frauen hatten nur noch zu 16,6 % drei oder mehr Kinder (Tab. 1). Rückläufig waren die Trends sowohl bei der Parität 3 als auch bei der Parität 4+. Der Anteil der Frauen mit drei Kindern ist bei den betrachteten Geburtsjahrgängen von 19,0 % auf 11,3 % gesunken, bei der Parität 4+ von 12,4 % auf 4,4 %. Familien mit vier oder mehr Kindern sind damit in Deutschland zur Ausnahme geworden. Die Rückgänge haben vor allem in den bis zum Jahr 1950 geborenen Frauenkohorten stattgefunden. Bei den jüngeren Frauen hat sich der Trend des Rückgangs der Anteile kinderreicher nicht fortgesetzt. Insbesondere seit dem Geburtsjahrgang 1965 sind die Anteile kinderreicher Frauen weitgehend unverändert geblieben. Die zurückgegangenen Anteile dritter und weiterer Kinder sind Teil eines generellen Wandels in der Paritätsstruktur. Dazu zählt auch der Anstieg des Anteils kinderloser Frauen. Der schwindende Kinderreichtum ist jedoch die Hauptursache für das niedrige Geburtenniveau in Deutschland.

Tab. 1: Anteile kinderreicher Frauen in den Geburtsjahrgängen 1937 bis 1972 in Deutschland, West- und Ostdeutschland (in %)

Geburtsjahrgänge	Deutschland (gesamt)	Westdeutschland*	Ostdeutschland*
1937	31,4	32,7	29,5
1940	26,7	27,5	25,8
1945	20,5	21,7	16,8
1950	19,0	20,4	15,2
1955	19,2	19,9	17,6
1960	18,4	19,3	15,9
1965	16,6	17,8	12,5
1970	16,6	17,6	11,1
1972	16,6	17,4	13,1

* jeweils ohne Berlin

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2012, eigene Berechnungen

West-Ost-Unterschiede

Die Trends in West- und Ostdeutschland sind weitestgehend ähnlich verlaufen (Tab. 1). Im Westen ist in den betrachteten Jahrgängen ein Rückgang von 32,7 % auf 17,4 % und im Osten von 29,5 % auf 13,1 % zu verzeichnen. Die Dimensionen des Rückgangs unterscheiden sich in beiden Teilen Deutschlands nicht. Auffällig ist, dass die Anteile dritter und weiterer Kinder in den westlichen Bundesländern höher sind. Dies wird allgemein mit der höheren Heiratsneigung in Verbindung gebracht. Die Ehe gilt noch immer als wichtige Basis für das Entstehen von Kinderreichtum.

² Alle nachfolgenden Befunde beruhen auf dem Mikrozensus 2012. Im Mikrozensus 2012 sind Frauen auf freiwilliger Basis nach der Zahl der von ihnen geborenen Kinder befragt worden.

³ Die Frauen des Geburtsjahrgangs 1972 sind im Laufe des Jahres 2012 40 Jahre alt geworden. Ab diesem Alter werden nur noch wenige Kinder geboren, so dass die Ergebnisse zu den Paritäten 3 und 4+ weitgehend die endgültigen Kinderzahlen abbilden.

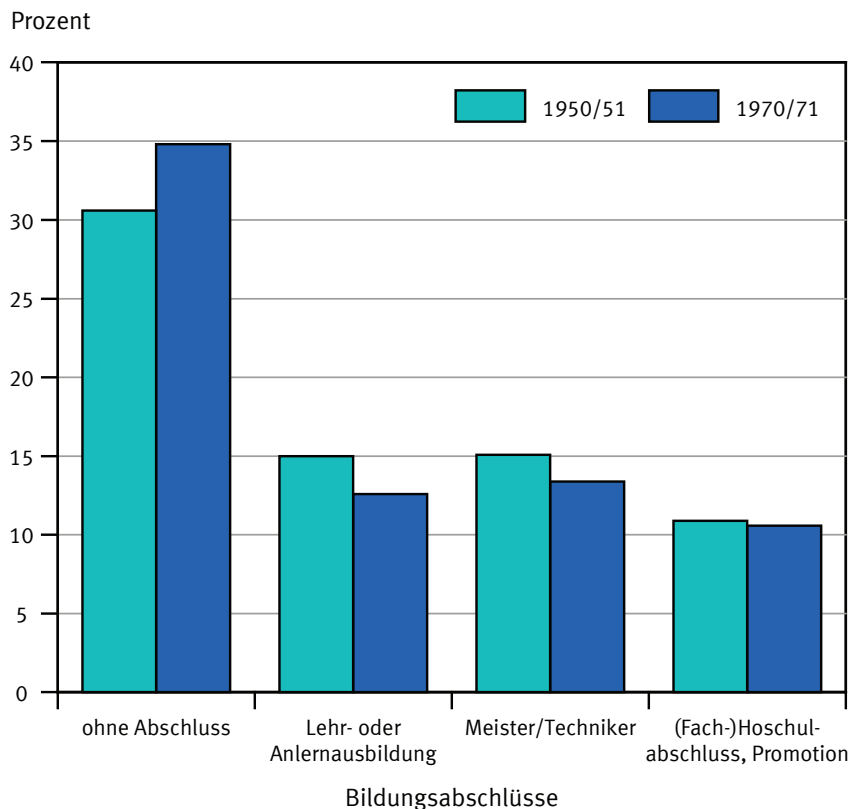
Migrationshintergrund

Frauen mit einem Migrationshintergrund sind häufiger kinderreich als Frauen ohne Migrationshintergrund. Es hat sich in beiden Gruppen ein deutlicher Rückgang vollzogen, wobei die Niveauunterschiede erhalten geblieben sind. Im Geburtsjahrgang 1937 hatten bei den Frauen mit Migrationshintergrund 38,0 % drei oder mehr Kinder. Bei den Frauen ohne Migrationshintergrund betrug der Anteil 30,8 %. Bis zum Jahrgang 1972 hatten sich die Anteile auf 25,6 % (mit Migrationshintergrund) bzw. 13,3 % (ohne Migrationshintergrund) reduziert.

Bildungsunterschiede

In Deutschland existiert ein Zusammenhang zwischen Bildung und Kinderreichtum (Abb. 1). Unterschiede bestehen im Wesentlichen zwischen den Frauen ohne einen beruflichen Bildungsabschluss und denen mit einem Abschluss. In der Jahrgangsguppe 1970/71⁴ waren bei den Frauen ohne Abschluss 34,8 % kinderreich. Die übrigen Bildungsgruppen unterscheiden sich nur geringfügig. Frauen mit einer Lehr- bzw. Anlernausbildung hatten zu 12,6 % drei oder mehr Kinder. Bei den Meistern und Technikern sind es 13,4 % und bei denen mit einem Fachschul- oder Hochschulabschluss bzw. einer Promotion betrug der Anteil 10,6 %. Hinzuweisen ist darauf, dass es bei den Frauen ohne Abschluss vom Jahrgang 1950/51 zum Jahrgang 1970/71 sogar einen Anstieg gegeben hat. In den anderen Bildungsgruppen sind die Anteile leicht zurückgegangen oder nahezu unverändert geblieben.

Abb. 1: Anteile kinderreicher Frauen in den Geburtsjahrgängen 1950/51 und 1970/71 in Deutschland nach dem beruflichen Bildungsabschluss (in %)



Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2012, eigene Berechnungen

⁴ Um zu geringe Fallzahlen zu vermeiden, sind die Geburtsjahrgänge zu Jahrgangsguppen zusammengefasst worden.

Lebensform

Verheiratete Frauen sind öfter kinderreich als Frauen in nichtehelichen Lebensformen. Die Ehe ist nach wie vor die Institution, die eine besondere Basis für Kinderreichtum darstellt. Verglichen werden die Frauen aus der Geburtsjahrgangsgruppe 1969-1973. Der Kinderreichenanteil beträgt bei den Verheirateten 19,9 %. Frauen, die eine nichteheliche Lebensgemeinschaft eingegangen sind oder zum Zeitpunkt der Mikrozensusbefragung ohne Partner in einem Haushalt lebten, waren zu 8,5 % bzw. 9,0 % kinderreich.

Werden Differenzierungskriterien wie Bildung und Lebensform kombiniert, dann zeigen sich deutliche Verstärkungs- oder Abschwächungseffekte. So haben verheiratete Frauen ohne beruflichen Bildungsabschluss in 38,8 % der Fälle drei oder mehr Kinder geboren. Bei den Verheirateten mit einem Fachschul- oder Hochschulabschluss bzw. einer Promotion beläuft sich der Anteil auf 15,4 %. Ähnlich deutlich sind die Unterschiede auch bei den nichtehelichen Lebensgemeinschaften. In der Gruppe ohne Abschluss sind 20,7 % kinderreich, bei den Hochgebildeten sind es dagegen nur 2,9 %.

3 Sozio-ökonomische Determinanten und Charakteristika

Die drei am häufigsten untersuchten Determinanten und Charakteristika von Kinderreichtum sind Bildung, Erwerbssituation und ökonomische Lage. Die meisten empirischen Arbeiten in diesem Themengebiet beschäftigen sich mit dem Zusammenhang zwischen diesen Determinanten und der Entstehung von Mehrkindfamilien. Allerdings erfolgt häufig auch eine bloße Beschreibung der statistischen Auffälligkeiten von Mehrkindfamilien auf Basis von Querschnittsuntersuchungen, die offen lassen, inwieweit beispielsweise eine tendenziell niedrigere Einkommenssituation eher Ursache oder eher Folge von Kinderreichtum ist. Generell wird sowohl hinsichtlich der Bildung als auch hinsichtlich der Erwerbssituation und der Einkommensverhältnisse festgestellt, dass Kinderreichtum mit sozio-ökonomischer Schlechterstellung assoziiert ist, dass sich aber streng genommen eine asymmetrische U-Form zeigt, zumal auch privilegierte Schichten unter den Kinderreichen leicht überproportional vertreten sind. Eggen und Rupp (2006) fassen die sozio-ökonomischen Gruppen, die Kinderreichtum wahrscheinlich werden lassen, zu drei Typen zusammen: Der erste Typus besteht in Menschen mit niedrigem Bildungsniveau und ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen, die soziale Anerkennung aufgrund fehlender Alternativen über die Elternrolle erzielen. Der zweite Typus besteht in gut ausgebildeten Menschen, die in wirtschaftlich günstigen Verhältnissen leben und den Wert von Kindern sehr hoch einschätzen. Der dritte Typus besteht in Menschen mit Migrationshintergrund.

3.1 Bildung

Die Forschungsergebnisse zum Zusammenhang von Bildung und Kinderreichtum sind nicht stringent. Abhängig von der verwendeten Datenquelle und der Operationalisierung der abhängigen Variable, kommen die Autoren zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen. Einige Autoren finden, wie schon zuvor hinsichtlich des sozio-ökonomischen Status allgemein dargestellt, einen u-förmigen Zusammenhang (BMFSFJ 2007; Keddi et al. 2010). In diesen Studien haben sowohl Eltern ohne Schulabschluss als auch Eltern mit hoher Bildung öfter drei und mehr Kinder als Eltern mit mittlerem Schulabschluss. Auch Rupp (2006) kommt in ihrer Untersuchung zu dem Ergebnis, dass Kinderreichtum in unteren und oberen sozialen Schichten (bezogen auf Bildung, Einkommen und Berufsprestige) häufiger vorkommt als in mittleren. Dieser u-förmige Zusammenhang wird nicht nur in Deutschland festgestellt. Alich (2004) und Kravdal (1990) finden einen ähnlichen Zu-

sammenhang zwischen Bildung und dem Übergang zum dritten Kind in Norwegen. Hoem und Hoem (1989) weisen ihn für Schweden nach.

Andere Autoren, wie z. B. Bien und Marbach (2007), MGSFF (2003) und Nauck (1995) finden in ihren Analysen keinen u-förmigen, sondern einen linearen Zusammenhang. Sie stellen fest, dass das Bildungsniveau mit steigender Kinderzahl abnimmt. Je höher die Bildung der Mütter und Väter, desto seltener werden alle Kinderwünsche realisiert (BMFSFJ 2007). Iacovou und Berthoud (2006) finden in Großbritannien ähnliche Trends. Die Wahrscheinlichkeit einer Mehrkindfamilie (4+) wird durch geringe Bildung beider Elternteile begünstigt. Autoren, die eine gezielte Analyse der Bildungsniveaus getrennt nach Geschlecht durchgeführt haben, kommen zu dem Ergebnis, dass bei Männern und Frauen die gleichen Effekte wirken (Bertram 2008; Eggen/Leschhorn 2004b). Das BMFSFJ (2007) gelangt zu dem Schluss, dass die Schulbildung und berufliche Bildung von kinderreichen Müttern oft schlechter ist als die von kinderreichen Vätern. Eggen und Leschhorn (2004b) finden in ihrer Untersuchung heraus, dass sich kinderreiche Paare hinsichtlich ihrer Bildungshomogamie nicht von Paaren mit weniger Kindern unterscheiden.

Bei einer genaueren Betrachtung fällt auf, dass ein u-förmiger Zusammenhang zwischen Bildung der Eltern und Kinderzahl nur bei der Analyse des Übergangs zu einem dritten Kind zu finden ist. Beschäftigen sich die Autoren vor allem mit Familien mit vier und mehr Kindern, so zeigt sich ein linear negativer Effekt der Bildung auf die Kinderzahl. Das heißt, der Einfluss des Bildungsniveaus auf Mehrkindfamilien muss differenziert nach Kinderzahl betrachtet werden, da hier unterschiedliche Mechanismen wirksam sind. Auch eine Geschlechterdifferenzierung erscheint wichtig: So kommt Alich (2004: 114f.) zu dem Schluss, dass sich zwar für Frauen ein u-förmiger Bildungseffekt zeigt, für Männer erhöht jedoch lediglich ein hoher Bildungsabschluss die Chance, ein drittes Kind zu bekommen.

3.2 Erwerbssituation

Mehr noch als hinsichtlich anderer Determinanten muss hinsichtlich der Erwerbssituation nach Geschlecht differenziert werden. Die Zusammenhänge zwischen Erwerbsstatus und Geburt eines dritten Kindes sind – ähnlich wie auch in Bezug auf Erstgeburten – für Frauen und Männer sehr unterschiedlich. Allerdings liegen zum Einfluss der Erwerbssituation auf die dritte Geburt – streng genommen – kaum Befunde vor: Die Mehrzahl der Analysen betrachtet die Erwerbssituation in Mehrkindfamilien, wobei davon ausgegangen werden muss, dass diese eher Folge als Ursache der dritten Geburt ist.

Die wenigen vorhandenen Befunde sprechen dafür, dass eine Erwerbsbeteiligung bei Frauen in Deutschland die Wahrscheinlichkeit für die Geburt eines dritten Kindes senkt (Alich 2004: 114f.). Für Westdeutschland weist Alich (2004) nach, dass vor allem Frauen, die nie erwerbstätig waren, eine höhere Chance einer dritten Geburt haben. Für Männer trifft dieser Zusammenhang nicht zu (ebd.). Auch für die umgekehrte kausale Beziehung gibt es Belege: dass Mütter – aber nicht Väter – mit zunehmender Kinderzahl ihre Erwerbstätigkeit reduzieren (Keddi et al. 2010). Im Ergebnis lässt sich eine starke Tendenz dahingehend feststellen, dass die Erwerbsbeteiligung kinderreicher Frauen deutlich niedriger liegt als die von Müttern mit weniger Kindern. Ihr Erwerbsumfang sinkt mit zunehmender Kinderzahl (BMFSFJ 2007). Somit ist in Dreikindfamilien mit höherer Wahrscheinlichkeit als in Ein- oder Zweikindfamilien ein männliches Alleinverdiener-Arrangement anzutreffen (Rupp 2006), wobei ab dem vierten Kind auch für den Vater die Wahrscheinlichkeit steigt, arbeitslos oder aus anderen Gründen nicht erwerbstätig zu sein (Bertram 2008; Nauck 1995).

Der negative Zusammenhang zwischen Kinderzahl und Erwerbstätigkeit bei Frauen wird wiederum durch deren allgemeine schulische und berufliche Bildung moderiert: Je höher gebildet die Mutter, desto eher ist sie auch mit drei oder mehr Kindern noch erwerbstätig (Keddi et al. 2010). Zudem steigt die Erwerbsquote von kinderreichen Müttern wieder an,

wenn das jüngste Kind älter als fünf Jahre – also im schulpflichtigen Alter – ist (BMFSFJ 2007). In Bezug auf den Wiedereinstieg in den Beruf nach einer Geburt unterscheiden sich die Mütter großer Familien nicht signifikant von Müttern kleiner Familien (Rupp 2006).

Generell wird der negative Zusammenhang zwischen Müttererwerbstätigkeit und Kinderzahl vor allem den fehlenden Möglichkeiten zugeschrieben, Erwerbs- und Familienarbeit zu vereinbaren (MGSFF 2003). Obwohl kinderreiche Mütter auch häufiger als andere Mütter Zufriedenheit mit der komplementären Arbeitsteilung in der Beziehung äußern (BMFSFJ 2007), unterscheiden sie sich nicht in dem grundsätzlichen Wunsch nach Vereinbarkeit von Beruf und Familie (ebd.), im Wunsch nach einem späteren Wiedereinstieg oder in dem Anspruch auf persönliche Selbstverwirklichung (Schicha 1996), so dass der Mangel an Vereinbarkeit gerade für sie als Belastung identifiziert wird (MGSFF 2003).

Hinsichtlich des Berufsstatus einer Frau findet Huinink (1988) keinen Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt. Allerdings tritt Kinderreichtum in Arbeiterfamilien überdurchschnittlich häufig auf (Nauck 1995). Eine aktuelle Differenzierung von Fertilität im Allgemeinen – ohne besondere Berücksichtigung von Kinderreichtum – nach Berufsgruppen nimmt Bertram (2008) vor. Er stellt fest, dass „die klassischen industriegesellschaftlichen Berufe in der Metallverarbeitung und Industrie, aber auch auf dem Bau oder in der Landwirtschaft sowohl vom Milieu wie aber auch von der Struktur der beruflichen Entwicklung in diesen Bereichen die Entscheidung für Kinder und Partnerschaft [erleichtern]“ (ebd.: 11). Bertram geht davon aus, „dass die Entscheidung für Kinder nicht allein von der beruflichen Qualifikation und auch nicht deren Länge abhängt, sondern vermutlich eher vom beruflichen Milieu und den Tätigkeitsfeldern beeinflusst ist“ (ebd.).

Vergleiche mit anderen Ländern zeigen, dass der negative Zusammenhang zwischen Müttererwerbstätigkeit und Kinderreichtum auch in Großbritannien (Iacovou/Berthoud 2006) und Australien (Zhu 2012) nachgewiesen werden kann. Für Norwegen hingegen findet Alich (2004) keinen solchen Zusammenhang. Für Schweden stellen Hoem und Hoem (1989) fest, dass Frauen, die im Zeitraum ab der ersten Geburt überwiegend berufstätig waren, die höchste Wahrscheinlichkeit haben, ein drittes Kind zu bekommen.

3.3 Ökonomische Situation und Armut

Einkommenssituation und Armutsrisiko von Familien unterscheiden sich stark nach Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder (Allmendinger/Hinz 1998). Mehr noch als die Erwerbssituation wird die ökonomische Lage dabei vor allem als Folge von Kinderreichtum thematisiert – weniger als eine Determinante für die dritte Geburt. Generell ist aber einer wechselseitigen Beziehung auszugehen.

Das Haushaltsnettoeinkommen von Familien nimmt mit steigender Kinderzahl kaum zu: Paare mit drei oder mehr Kindern haben ein im Durchschnitt etwa um 200 Euro höheres Einkommen als Paare mit einem Kind. Das gilt sowohl für Ost- als auch für Westdeutschland (Eggen 2005; MGSFF 2003). Entsprechend sinkt das Pro-Kopf-Einkommen mit steigender Kinderzahl deutlich. Eggen (2005) errechnet für Einkindfamilien ein Pro-Kopf-Einkommen von 1.360 Euro, für verheiratete Eltern mit drei und mehr Kindern von 1.000 Euro und für nichteheliche kinderreiche Familien von 900 Euro. Auch das Nettoäquivalenzeinkommen – also das bedarfsgewichtete Pro-Kopf-Einkommen – ist in kinderreichen Familien niedriger (Rupp 2006; MGSFF 2003). Dabei schmälert jedes weitere Kind die verfügbaren Ressourcen (Rupp/Bierschock 2005). Bereits Mitte der 1980er Jahre errechneten Krüger et al. (1987), dass eine Familie mit vier Kindern real 4 % bis 7 % weniger Geldmittel zur Verfügung hat als eine Einkindfamilie. Einhellig kommen verschiedene Untersuchungen zu dem Schluss, dass Kinderreichtum mit geringen finanziellen Spielräumen assoziiert ist (MGSFF 2003; Czock et al. 1994). Allerdings stellt Alexander Schulze (2009, 2010) in einer Längsschnittanalyse fest, dass das Nettoäquivalenzeinkommen vor allem infolge der ersten und nicht unbedingt infolge der dritten Geburt zurückgeht, wobei die

Einkommensverluste durch Geburten in den vergangenen Jahren generell zugenommen haben. Das verweist darauf, dass ein niedriges Äquivalenzeinkommen eher Determinante als Folge von Kinderreichtum ist.

Neben der größeren Zahl von Familienmitgliedern, auf die sich das etwa gleich bleibende Haushaltseinkommen verteilt, ist vor allem die geringere Erwerbsbeteiligung von Müttern in Mehrkindfamilien für deren ökonomische Schlechterstellung verantwortlich (Rupp/Bierschock 2005). Entsprechend ist die ökonomische Lage auch abhängig vom Alter der Kinder: Mit Kindern unter drei Jahren im Haushalt liegt das Pro-Kopf-Einkommen tendenziell niedriger als mit älteren Kindern (Eggen 2005). Mit besonders niedrigen Einkommen müssen kinderreiche Alleinerziehende auskommen (BMFSFJ 2007).

Mit den niedrigeren Äquivalenzeinkommen geht auch ein höheres Armutsrisiko einher. Je mehr Kinder in einer Familie leben, desto wahrscheinlicher ist es, dass diese (im relativen Sinne) arm ist und über ein Niedrigeinkommen von weniger als 50 % bzw. 60 % des durchschnittlichen Äquivalenzeinkommens verfügt (Eggen 2005). Für das Jahr 1995 errechneten Allmendinger und Hinz (1998: 453) für kinderreiche Ehen in Bayern (mit drei und mehr Kindern) auf Basis des Mikrozensus einen Anteil von 21,2 % mit einem Einkommen unterhalb der 50 %-Schwelle. Für Ehen mit einem Kind lag der Anteil lediglich bei 5,1 %, für Ehen mit zwei Kindern bei 7,3 %. Dass gerade mit dem dritten Kind das Armutsrisiko steigt, stellen auch aktuelle Studien fest (Keddi et al. 2010). Allerdings ist das Armutsrisiko kinderreicher Familien zwischen 2001 und 2006 in Westdeutschland zurückgegangen (Träger 2009).

Dergleiche Zusammenhang spiegelt sich noch einmal in dem Umstand, dass kinderreiche Familien auch häufiger als Ein- oder Zweikindfamilien auf soziale Transferleistungen angewiesen sind (Rupp 2006; Rupp/Bierschock 2005). Ähnlich wie das Armutsrisiko stellen Bien und Marbach (2007) auch für den Bezug von Sozialhilfe fest, dass dieser mit der Kinderzahl zunimmt. Auch bei Überschuldung und dem Bezug von Wohngeld sind kinderreiche Familien überrepräsentiert (Czock et al. 1994). Relativierend merken Allmendinger und Hinz (1998) lediglich an, dass kinderreiche Familien nicht überdurchschnittlich von Sozialhilfe als Haupteinkommensquelle leben; vielmehr stocken sie häufiger als andere Familien ein nicht ausreichendes Erwerbseinkommen mit Sozialhilfe auf.

Allerdings sind nicht nur Armut und niedrige Äquivalenzeinkommen unter kinderreichen Familien häufiger anzutreffen. Auch besonders hohe Einkommen sind leicht überrepräsentiert (BMFSFJ 2007; MGSFF 2003). Dies gilt vor allem für die alten Bundesländer (Rupp/Bierschock 2005). Der Zusammenhang zwischen Einkommen und Kinderreichtum ist somit nicht linear, sondern u-förmig, wobei die U-Form eine asymmetrische ist. Anders als Einkommensarmut, sind die überproportional vorhandenen hohen Einkommen nicht als Folge, sondern als Determinante für Kinderreichtum zu sehen.

So wird vereinzelt auch die ökonomische Situation als Determinante für die Erweiterung der Familie auf drei Kinder angesprochen. Wie eingangs erwähnt, unterscheiden Eggen und Rupp (2006) drei Typen von Mehrkindfamilien, die – neben den Mehrkindfamilien mit Migrationshintergrund – zum einen gut ausgebildete Eltern ausmachen, die in wirtschaftlich günstigen Verhältnissen leben und den Wert von Kindern sehr hoch einschätzen, und zum anderen Eltern mit niedrigem Bildungsniveau, die in ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen leben und daher soziale Anerkennung über die Elternrolle gewinnen.

Internationale Vergleiche liegen für verschiedene Länder (Redmond 2000), insbesondere zu Großbritannien, vor. Auch dort findet sich der Befund, dass kinderreiche Familien in der Tendenz einkommensschwächer sind (Iacovou/Berthoud 2006; Willits/Swales 2003). Allerdings geht der Anteil der Familien, deren Einkommen unterhalb der Armutsgrenze liegt, seit 1998/99 zurück (Bradshaw et al. 2006).

3.4 Wohnsituation

Stark korreliert mit der ökonomischen Situation von Familien geht ihre Wohnsituation einher. Allerdings findet in den bisherigen wissenschaftlichen Betrachtungen der Wohnsituation von kinderreichen Familien die für den Zusammenhang mit sozio-ökonomischen Faktoren beschriebene U-Form wenig Eingang, obwohl hier durchaus Zusammenhänge zu vermuten sind. Vielmehr werden lineare Zusammenhänge und eine generelle Schlechterstellung ausgemacht. So hält der Landessozialbericht des Landes Nordrhein-Westfalen aus dem Jahr 2003 fest, dass kinderreiche Familien durch eine Unterversorgung mit Wohnraum belastet sind und vorwiegend in den ländlichen Regionen dieses Bundeslandes leben (MGSFF 2003: 64, 72). Ersteres bestätigen auch die Analysen des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ 2007: 7), von Keddi et al. (2010: 37) sowie von Eggen und Rupp (2006: 116 ff.): Demnach haben Familien mit zunehmender Kinderzahl pro Kopf (äquivalenzskalennormiert) weniger Wohnraum inne.

Wenn die Mehrkindfamilien hinsichtlich des Migrationshintergrundes differenziert analysiert werden, dann fallen Unterschiede hinsichtlich des Wohnortes auf. So leben Mehrkindfamilien mit Migrationshintergrund häufiger in städtischen Regionen. Dementgegen sind Mehrkindfamilien ohne Migrationshintergrund überwiegend im ländlichen Raum zu finden (Keddi et al. 2010: 40).

Der Diagnose einer Deprivation Kinderreicher in Bezug auf die Wohnsituation steht der Befund entgegen, dass Mehrkindfamilien ähnlich häufig beziehungsweise sogar etwas häufiger in Wohneigentum leben als kleine Familien (Keddi et al. 2010: 37). Eggen und Rupp (2006: 166ff.) fügen dem jedoch hinzu, dass sich diese Familien trotzdem oft nicht den Wohnraum beziehungsweise die Wohnqualität leisten können, die ihnen angemessen oder wünschenswert erschiene. „Die Haushalte, in denen die Kinder aufwachsen, verfügen insgesamt nach den Daten des DJI-Kinderpanels [aus dem Jahr 2005] über eine recht gute Ausstattung an Medien, technischen Geräten und Spielen [...]. Auf die Kinderzahl umgelegt sind Mehrkindfamilien am schlechtesten ausgestattet. Die Kinder sind hier sehr viel mehr darauf angewiesen, untereinander zu teilen“. (Keddi et al. 2010: 37f.)

Auch bezüglich der Wohnsituation von kinderreichen Familien ist anzumerken, dass die Kausalität hinter den Zusammenhängen in beide Richtungen verlaufen kann, dass die Wohnsituation aber vermutlich häufiger Folge als Determinante ist. Eggen und Rupp (2006: 114) stellen darüber hinaus fest, „dass Wohnen bei Kinderreichen mit einiger Dynamik verbunden ist. Angesichts wachsender Kinderzahl erscheint es vielen Eltern erforderlich, den Wohnraum entsprechend ‚anzupassen‘, d. h. sich eine neue, größere Wohnung zu suchen. [...] Kinderreiche Familien zeichnen sich demnach gerade wegen ihrer Kinderzahl durch eine hohe Wohnungsmobilität aus“.

3.5 Gesundheit

Ein weiteres und in der wissenschaftlichen Landschaft wenig betrachtetes sozio-ökonomisches Charakteristikum ist der Zusammenhang zwischen der Kinderzahl in einer Familie und dem Gesundheitszustand der bzw. des Erziehungsberechtigten. Die, vor dem Hintergrund der bislang berichteten Befunde, naheliegende Vermutung, dass sich der Gesundheitszustand der Eltern mit der Anzahl der Kinder tendenziell verschlechtert, wird durch die Ergebnisse einiger weniger Studien für Deutschland gestützt. So schätzen zum Beispiel im Rahmen des DJI-Familiensurveys 2000 38 % der kinderlosen Eltern, 21 % der Eltern mit einem Kind, jeweils 16 % der Eltern mit zwei, drei oder vier Kindern und schließlich nur noch 8 % der Eltern mit fünf oder mehr Kindern ihren Gesundheitszustand als sehr gut ein (vgl. Bien/Marbach 2007: 24). „Diese Zahlen lassen sich“ nach

Einschätzung von Keddi et al. (2010: 63) „nicht allein durch das höhere Durchschnittsalter der Befragten bei Mehrkindfamilien erklären“. Mit der Selbsteinschätzung des Gesundheitszustandes hängt direkt das auf die Kinderzahl bezogene Belastungsempfinden zusammen. Ergebnisse aus dem Bamberger-Ehepaar-Panel 2002 zeigen, dass die erlebte und empfundene Belastung durch ein weiteres Kind mit steigender Kinderzahl zunimmt und ab dem dritten Kind 84 % der Eltern Beanspruchung in einem erheblichen Ausmaß verspüren (Eggen/Rupp 2006: 65).

3.6 Bildung und Schulerfolg der Kinder

Eine weitere vergleichsweise selten gestellte Forschungsfrage ist die, wie die Familiengröße mit der Bildung beziehungsweise dem Schulerfolg der Kinder zusammenhängt. Diese Frage verweist wiederum im Regelfall auf Folgen des Kinderreichtums; doch es sind auch andere Kausalbeziehungen vorstellbar, etwa die, dass die Bildungskarriere der Kinder ebenso wie die Kinderzahl durch sozio-ökonomische Merkmale der Eltern beeinflusst wird. Als Determinante des Kinderreichtums kommt der Schulerfolg der Kinder jedoch nicht in Betracht.

Wenn diese Forschungsfrage überhaupt gestellt wird, dann wird entweder nach der Nutzung von schulischen und außerschulischen Angebote in Anhängigkeit der Kinderzahl gefragt (Keddi et al. 2010: 58f.) oder die Variable „Länge der Ausbildung“ wird als Instrument für den Ausbildungsgrad beziehungsweise -erfolg in die Auswertungen aufgenommen (Booth/Kee 2005, 2009; Black et al. 2005). Die geringe Anzahl an wissenschaftlichen Studien zu diesem Thema lässt sich vermutlich darauf zurückführen, dass wenige Datensätze mit detaillierten Angaben zum Ausbildungsgrad bzw. zum Schulerfolg der Kinder im Zusammenhang mit der Familiengröße existieren und dass manche verfügbare Instrumente wie Länge der Ausbildung oder höchster Ausbildungsabschluss zu wenig relevante Informationen für diese Fragestellung liefern.

Basierend auf der DJI-Methodenstudie 2007 kommen Keddi et al. (2010) zu den Befunden, dass, unabhängig vom Erwerbsstatus der Mutter, schulische Angebote von Mehrkindfamilien seltener in Anspruch genommen werden als von Familien mit nur einem Kind. Einzelkinder nehmen insbesondere „die Hausaufgabenhilfe bzw. -betreuung in der Schule [häufiger in Anspruch] als Kinder aus Zwei- und Mehrkindfamilien“ (Keddi et al. 2010: 58). Für die Nutzung von außerschulischen Angeboten gilt der umgekehrte Zusammenhang. Diese Ergebnisse lassen aber keinen Rückschluss auf die Wirkungsmechanismen und somit auf den Einfluss der Familiengröße oder Geschwisterfolge auf die schulischen Leistungen und kognitiven Fähigkeiten zu.

Zwei Studien für Norwegen (Black et al. 2005) und Großbritannien (Booth/Kee 2005, 2009) kommen bei der Analyse des Effektes der Familiengröße auf den Bildungserfolg der Kinder (gemessen an der Ausbildungsdauer) zu unterschiedlichen Ergebnissen. Der Studie von Black, Devereux und Salvanes (2005: 16ff.) zufolge hat die Familiengröße nur einen marginalen Effekt auf die schulischen Leistungen der Kinder, wohingegen später in der Geburtenreihenfolge geborene Kinder kürzere (Schul-)Ausbildungszeiten ausweisen als früher in der Geburtenreihenfolge geborene Kinder. Dagegen konstatieren Booth und Kee (2005: 23) auch einen Einfluss der Kinderzahl: „We found that sibling shares are decreasing with birth order. Controlling for parental family income, parental age at birth and family level attributes, we find that children from larger families have lower levels of education and that there is an additional negative birth order effect. In contrast to Black, Devereux and Kelvanes [sic!] (2005), our family size effect does not vanish once we control for birth order.“

Letztlich sind die Befunde uneinheitlich, so dass die eingangs angeführte Forschungsfrage als ungeklärt zu betrachten ist. Offen bleibt ferner, worauf die gefundenen Zusammenhänge, so sie sich denn erhärten lassen, ggf. zurückzuführen sind.

4 Sozio-demografische Determinanten und Charakteristika

Neben der sozio-ökonomischen Lage im engeren Sinne spielen weitere sozio-demografische Merkmale für die Entstehung von Kinderreichtum eine Rolle. Nachfolgend wird auf die Familienform der Herkunftsfamilie, auf die aktuelle Partnerschaft sowie auf die Partner- und Familienbiografie bis zur Geburt des zweiten Kindes eingegangen, wobei Geburtsalter, Geburtenabstände und das Geschlecht der ersten beiden Kinder eine Rolle spielen. Außerdem werden Unterschiede zwischen Personen mit Migrationshintergrund und der Mehrheitsgesellschaft thematisiert.

4.1 Herkunftsfamilie und soziale Netzwerke

Verschiedene Studien weisen nach, dass auch die Herkunftsfamilie, in der ein Mensch aufgewachsen ist, einen Einfluss darauf hat, ob er selbst kinderreich sein wird oder nicht. Dabei zeigt sich im Wesentlichen ein positiver Zusammenhang zwischen der eigenen Geschwisterzahl und der Zahl der eigenen Kinder, das heißt zwischen Kinderreichtum in der Herkunftsfamilie und Kinderreichtum in der Zeugungsfamilie (Bien/Marbach 2007). Dieser Befund ist international weit verbreitet (Murphy/Wang 2001; Axinn et al. 1994). Ein solcher Zusammenhang besteht insbesondere hinsichtlich der Geschwisterzahl der Frau bzw. Mutter (Huinink 1988). Dabei wird davon ausgegangen, dass die Anzahl der eigenen Geschwister die Vorstellung davon prägt, welche Kinderzahl ideal oder zumindest vorstellbar ist (Rille-Pfeiffer et al. 2009). Das Leitbild hinsichtlich der normalen bzw. idealen Kinderzahl und die persönliche Akzeptanz von Kinderreichtum kommen also als intervenierende Variablen in Betracht (vgl. auch Kap. 5). Eine in dieser Weise prägende Rolle wird einer großen Geschwisterzahl auch dann zugeschrieben, wenn die Erfahrungen mit den eigenen Geschwistern als negativ empfunden werden, zumal die Betroffenen meist nicht davon ausgehen, dass sich diese Erfahrungen auf die eigene Zeugungsfamilie übertragen lassen (Rille-Pfeiffer et al. 2009). Neben dem Vorhandensein von Geschwistern wird auch dem aktuellen sozialen Kontakt zu Kindern ein positiver Effekt auf das Entstehen von Kinderreichtum zugeschrieben (Keddi et al. 2010).

Die Herkunftsfamilie spielt, neben anderen Verwandten und Bekannten, auch eine Rolle als Bezugspersonen, die soziale Erwartungen an einen Akteur richten, sowie als soziales Kapital. Sowohl ein hoher Erwartungsdruck, ein weiteres Kind zu bekommen, als auch die Verfügbarkeit von informeller Unterstützung bei der Kinderbetreuung erhöhen grundsätzlich die Wahrscheinlichkeit, sich ein weiteres Kind zu wünschen – und zwar für das zweite und das dritte Kind (Balbo/Mills 2011). Dabei variiert der Einfluss zwischen den Ländern. In Deutschland und Bulgarien ist der Einfluss des sozialen Erwartungsdrucks stärker als in Frankreich. Der Einfluss des sozialen Kapitals ist in Deutschland (anders als in Bulgarien und Frankreich) u-förmig, wobei eine Unterstützung durch genau eine Person die Wahrscheinlichkeit eines Kinderwunsches maximiert (ebd.). Es wäre möglich, dass auch der Zusammenhang zwischen der Geschwisterzahl in der Herkunftsfamilie und der eigenen Kinderzahl zum Teil durch die sozialen Erwartungen der Herkunftsfamilie vermittelt wird.

4.2 Partnerschaft und Lebensform

Statistisch erweist sich die Ehe als eine wichtige Determinante von Kinderreichtum: Denn die Eltern kinderreicher Familien sind überdurchschnittlich oft verheiratet (Keddi et al. 2010; Rupp 2006; MGSFF 2003) und die Ehe wird als eine wesentliche förderliche Voraussetzung für das Entstehen einer Mehrkindfamilie gesehen (Bien/Marbach 2007). Eggen und Leschhorn (2004a) stellen fest, dass Eltern von drei und mehr Kindern zu

90 % in einer Ehe leben, zu 8 % alleinerziehend sind und zu 2 % einen nichtehelichen Partner haben. Von letzteren vermuten die Autoren, dass es sich dabei häufig um Stieffamilien handelt. Auch bezogen auf die Kinder in kinderreichen Familien wird festgestellt, dass sie überdurchschnittlich häufig verheiratete Eltern haben (Bertram 2008). Ehe und Kinderreichtum sind wahrscheinlich nicht direkt kausal miteinander verbunden. Vorstellbar ist, dass der Wunsch nach vielen Kindern häufig mit einer größeren Wertschätzung der Ehe einhergeht, denn Eltern kinderreicher Familien messen der Ehe tendenziell eine größere Bedeutung bei als Eltern mit einem oder mit zwei Kindern (Keddi et al. 2010).

Die genauere Betrachtung zeigt, dass – zumindest für Frauen – eine Wiederverheiratung die Wahrscheinlichkeit für die Geburt eines dritten Kindes erhöht (Alich 2004: 114f.). Darüber hinaus stellt Nauck (1995) fest, dass Familien mit vier oder mehr Kindern besonders häufig zusammengesetzte Familien sind, in denen, unabhängig vom Geschlecht, mindestens ein Partner wiederverheiratet ist. Dabei ist es wahrscheinlich, dass die Kinder in der Familie zum Teil aus einer früheren Beziehung „mitgebracht“ wurden, also nicht alle die gleichen biologischen Eltern haben. Demnach liegt Kinderreichtum im hier definierten Sinne nicht unbedingt vor, denn bei vier Kindern ist es möglich, dass beide Elternteile jeweils nur Eltern von zwei Kindern sind. Es kann jedoch auch sein, dass der Wunsch, auch mit dem aktuellen Partner zumindest ein gemeinsames Kind zu haben, einen oder beide Partner im demografischen Sinne kinderreich macht. Abgesehen von Familien mit Migrationshintergrund leben kinderreiche Eltern ähnlich häufig wie andere Familien als Kernfamilien zusammen – also ohne die eigenen Eltern oder andere Personen im gleichen Haushalt (Eggen/Leschhorn 2004a).

Auch die Beziehungsqualität hat einen Einfluss auf das Entstehen von Kinderreichtum. Sowohl die Stabilität einer Partnerschaft (Keddi et al. 2010; Rille-Pfeiffer et al. 2009; Rupp 2006) als auch deren Dauer (Rille-Pfeiffer et al. 2009) machen die Geburt eines dritten Kindes wahrscheinlicher. Kinderreiche Ehepartner schätzen ihre Beziehungen positiver ein als andere, und dies von Beginn der Ehe an (Eggen/Rupp 2006; Rupp 2006). Als förderlich für das Entstehen von Kinderreichtum wird vor allem die Vorstellung der Ehepartner gesehen, dass ihre Ehe ein Leben lang hält (Institut für Demoskopie Allensbach 2004, zitiert nach BMFSFJ 2007).

International vergleichende Befunde zeigen, dass der positive Zusammenhang zwischen Ehe und Kinderreichtum auch für Großbritannien existiert, zumindest bezogen auf Familien mit vier oder mehr Kindern (Iacovou/Berthoud 2006). Der positive Einfluss einer Wiederverheiratung bei Frauen auf die dritte Geburt wird auch für Norwegen festgestellt (Alich 2004). Dass Partner, die Kinder aus früheren Beziehungen „mitbringen“, eine höhere Wahrscheinlichkeit haben, auch ein gemeinsames Kind zu bekommen – und dabei möglicherweise zu einem dritten Kind kommen – ist für mehrere Länder nachgewiesen (Prskawetz et al. 2003; Thomson 2002; Stewart 2002; Buber/Prskawetz 2000).

4.3 Lebensalter, Lebenslauf und Geburtenabstand

Einen starken Einfluss auf die Entstehung von Kinderreichtum hat der eigene Lebenslauf, insbesondere die Partner- und Familienbiografie. Zusammenfassend lässt sich sagen: Um Kinderreichtum wahrscheinlich werden zu lassen, müssen alle relevanten familienbiografischen Ereignisse, die der Geburt eines dritten Kindes notwendiger- oder typischerweise vorausgehen, früh und in enger Zeittaktung erfolgen, so zum Beispiel ein früher Auszug aus dem Elternhaus, eine frühe Erstelternschaft sowie geringere Geburtenabstände (Keddi et al. 2010).

Der Auszug aus dem Elternhaus hat bei Eltern von Mehrkindfamilien durchschnittlich zwei Jahre früher stattgefunden als bei Kinderlosen oder Eltern eines einzelnen Kindes (Bien/Marbach 2007). Auch der frühe Beginn einer Partnerschaft erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass eine Mehrkindfamilie gegründet wird, zumindest wenn die Partnerschaft

als zuverlässig eingestuft wird und es zu einer Familiengründung kommt (ebd.). Kinderreiche Ehepaare haben tendenziell in jüngeren Jahren geheiratet (Rupp 2006), und sie beginnen auch früher mit der Familiengründung. Das gilt sowohl für das Alter der Väter als auch für das der Mütter bei der Erstgeburt, wobei die Unterschiede beim Erstgeburtsalter der Mütter deutlicher sind (ebd.). Bien und Marbach (2007) kommen zu dem Schluss, dass Aspiranten für Mehrkindfamilien typischerweise junge Eltern sind, die bei der ersten Geburt das 27. Lebensjahr noch nicht vollendet hatten.

Auch die Geburtenabstände sollten nicht zu groß sein, um Kinderreichtum entstehen zu lassen. Zwar liegt der durchschnittliche Geburtenabstand auch in Mehrkindfamilien „nur“ zwischen zwei und drei Jahren (Bien/Marbach 2007). Doch er wird mit zunehmender Kinderzahl geringer (Iacovou/Berthoud 2006). Umgekehrt lässt sich sagen, dass ursprünglich vorhandene weitere Kinderwünsche oft nicht mehr umgesetzt werden, wenn nach der Geburt des zweiten Kindes zu viel Zeit vergangen ist (Rille-Pfeiffer et al. 2009). So geht sowohl von einem höheren Alter der Eltern bei der zweiten Geburt (Huinink 1988) als auch von einem größeren Abstand zwischen erster und zweiter Geburt (Alich 2004) jeweils ein negativer Effekt auf die Geburt eines dritten Kindes aus.

International vergleichende Befunde zeigen, dass in Norwegen und Großbritannien ähnliche Effekte existieren. Die negativen Einflüsse eines höheren Alters bei der ersten und zweiten Geburt sowie eines großen Geburtenabstandes sind auch für Norwegen nachgewiesen (Alich 2004; Kravdal 1990). Für Großbritannien ist zumindest der Einfluss des Erstgeburtsalters belegt (Iacovou/Berthoud 2006). Iacovou und Berthoud (2006) stellen darüber hinaus für Großbritannien fest, dass eine erste Zwillingsgeburt die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass eine Familie von vier oder mehr Kindern entsteht.

4.4 Geschlecht der ersten beiden Kinder

Ausgehend von dem eher traditionellen Familienkonzept, bei dem sich Ehepartner einen „Stammhalter“ wünschen, der den Familiennamen an die nächste Generation weitergeben und damit die Familiendynastie fortsetzen soll, liegt die Idee nahe, dass das Geschlecht der ersten beiden Kinder in der Geburtenfolge einen Einfluss auf die Entscheidung und Realisierung eines weiteren Kindes besitzt.

Tatsächlich finden sich in der Literatur zu dieser Hypothese Hinweise, welche allerdings weniger das Konzept des „Stammhalters“ unterstützen, sondern eher die Idee, dass sich Eltern sowohl Mädchen als auch Jungen unter ihren Kindern wünschen. Auf Basis von norwegischen Registerdaten berichtet Kravdal (1990: 50), dass ein noch „fehlendes“ Geschlecht unter den ersten beiden Kindern – sowohl ein fehlender Junge als auch ein fehlendes Mädchen –, eine dritte Geburt wahrscheinlicher macht: „It was found that couples having one boy and one girl had 18 per cent lower third birth intensities than those having either two girls or two boys, but this is a small effect compared to that of other sociodemographic factors.“ Ein ähnliches Ergebnis erhält Alich (2004: 118): Bei einem ereignisdatenanalytischen Vergleich zwischen Norwegen und Westdeutschland ergibt sich für Norwegen ein um circa 25 % erhöhtes Drittgeburtsrisiko für den Fall, dass die ersten beiden Kinder männlich sind. Für Westdeutschland zeigt sich ein leicht (nicht signifikant) erhöhtes Risiko bei zwei Kindern gleichen Geschlechts, unabhängig davon, welches Geschlecht die ersten beiden Kinder haben. In der Tendenz bestätigen außerdem Eggen/Rupp (2006: 149) letzteres Ergebnis auf Basis einer qualitativen Untersuchung aus dem Jahr 2003 von 31 Eltern mit drei und mehr Kindern: „Häufig entschieden sich die Partner für ein weiteres Kind, da sie sich zu ihren bereits geborenen Mädchen noch einen Sohn wünschten oder umgekehrt.“ Auch im Rahmen der qualitativen Studie von 30 Dreikindmüttern von Bruchholz, Fügemann und Minsel (2002) wird „der Wunsch, nach zwei gleichgeschlechtlichen Kindern ein andersgeschlechtliches Kind zu bekommen“ (ebd.: 44) als Motiv genannt.

Eine Bestätigung für die Bedeutung eines (männlichen) „Stammhalters“ lässt sich allenfalls aus Befunden für Schweden erkennen: B. Hoem (1993: 109) findet auf Basis von Daten des Swedish Fertility Survey einen überraschend hohen, positiven Einfluss von zwei Mädchen als erste Kinder auf die Geburtswahrscheinlichkeit eines dritten Kindes. Insgesamt scheint im Licht der Ergebnisse aber weniger der Wunsch nach dem „Stammhalter“ als vielmehr der Wunsch nach einer heterogenen Geschlechterstruktur des Nachwuchses als Motivation für weitere Kinder ausschlaggebend zu sein. Diesen Einfluss finden auch Mills und Begall (2010) sowie Anderson et al. (2006) für verschiedene Länder Europas. Möglicherweise spiegelt dies den mittlerweile vorangeschrittenen Wandel der Geschlechterrollen wider, der die Bedeutung eines männlichen Nachkommen deutlich geschwächt hat. Dennoch lohnt es, bei der Erklärung von Kinderreichtum das Geschlecht der ersten beiden Kinder zu kontrollieren.

4.5 Migrationshintergrund

In ethnischen Minderheiten bzw. unter Menschen mit Migrationshintergrund kommt Kinderreichtum häufiger vor als in der Mehrheitsgesellschaft. Zu diesem Befund kommen verschiedene Studien (BMFSFJ 2007; Eggen/Leschhorn 2004a). So weisen Eggen und Rupp (2006) Familien mit Migrationshintergrund als einen von drei charakteristischen Typen von Mehrkindfamilien aus (zu den übrigen beiden vgl. Kap. 3). Generell steigt der Anteil der Familien, in denen mindestens ein Elternteil keinen deutschen Pass besitzt, mit zunehmender Kinderzahl (BMFSFJ 2007; Eggen/Leschhorn 2004a). Allerdings liegen kaum differenzierte Befunde vor, für welche Herkunftsländer und Ethnien Kinderreichtum charakteristisch ist. Lediglich für Großbritannien ist nachgewiesen, dass eine afrikanische Abstammung die Wahrscheinlichkeit erhöht, vier oder mehr Kinder zu haben (Iacovou/Berthoud 2006). Es darf unterstellt werden, dass sich hinter dem statistischen Einfluss des Migrationshintergrunds vor allem Leitbilder und andere auf dem Wege der Sozialisation vermittelte kulturelle Determinanten verbergen.

5 Sozio-kulturelle Determinanten und Charakteristika

Wie ausschlaggebend sind kulturelle Einflüsse auf die Verbreitung von Kinderreichtum? Inwieweit hängt die Geburt eines dritten Kindes auch mit persönlichen Einstellungen oder subjektiven Wahrnehmungen zusammen? Welche Rolle spielen Lebensstil, Konfession oder Religiosität? Diesen Fragen widmet sich das nachfolgende Kapitel.

5.1 Religion und Religiosität

Viele Studien kommen zu dem Ergebnis, dass Religiosität und Kinderreichtum assoziiert sind. Religion und Kirche werden von den Eltern großer Familien im Mittel als deutlich wichtiger bewertet als von anderen Erwachsenen (Rupp 2006). Sowohl die selbsteingeschätzte Religiosität als auch die Häufigkeit des Betens nehmen mit steigender Kinderzahl zu (Blume et al. 2006). Das gleiche gilt für die Kirchengangshäufigkeit (Philipov/Berghammer 2007). Der Zusammenhang ist besonders deutlich in Westdeutschland (Bien/Marbach 2007) und hinsichtlich der Religiosität der Mutter (Keddi et al. 2010). Umgekehrt sinkt der Anteil derjenigen, die keiner Religion angehören, mit steigender Kinderzahl (Bien/Marbach 2007). Von den christlichen Konfessionen in Deutschland ist die katholische eher mit Kinderreichtum assoziiert. Auf Individualebene gilt, dass die katholische Konfession von Frauen und Männern Kinderreichtum wahrscheinlicher macht

(Rupp 2006). Analog gilt auf Aggregatebene, dass kinderreiche Familien in katholischen Regionen häufiger vorkommen als in protestantischen Regionen (ebd.).

Der Einfluss von Religiosität scheint auch in seiner Richtung vergleichsweise eindeutig: Religiosität, kirchliche Bindung und katholische Konfession gehen tendenziell mit traditionelleren Orientierungen einher, diese wiederum begünstigen Kinderreichtum (Rupp 2006). Religiosität korreliert nicht nur mit der realisierten, sondern auch mit der gewünschten bzw. als ideal empfundenen Kinderzahl (Philipov/Berghammer 2007: 290f.). Allerdings ist der Zusammenhang zu der konkreten Absicht, ein zweites oder drittes Kind zu haben, weniger eindeutig. In Westdeutschland korreliert nur die Absicht, ein zweites Kindes zu haben, mit der Religiosität, wobei der Unterschied vor allem durch katholische religiöse Frauen zustande kommt. In Ostdeutschland lässt sich ein Unterschied nur für die Absicht nachweisen, ein drittes Kind zu bekommen – also kinderreich zu werden (ebd.).

Weder die konkrete Absicht, ein zweites oder drittes Kind zu bekommen, noch die faktische Kinderzahl ist in jedem Land unter religiösen Frauen höher als unter nicht-religiösen Frauen. Vor allem der Zusammenhang zwischen idealer Kinderzahl und Religiosität ist jedoch in Europa sehr weit verbreitet (Philipov/Berghammer 2007).

5.2 Einstellungen und Wertvorstellungen

Religion und Religiosität sind herausgehobene Beispiele dafür, dass die kulturelle Prägung bzw. die subjektive Weltanschauung bedeutende Determinanten des Kinderreichtums beinhalten. Das gilt auch für (andere) Einstellungen und Wertvorstellungen.

Besonders naheliegend ist der Einfluss des individuellen Kinderwunsches. Ehepartner mit vielen Kindern standen kurz nach der Heirat der Familiengründung offener gegenüber als Ehepartner mit einem oder mit zwei Kindern (Rupp 2006). Sowohl dem in Kindheit oder Jugend entwickelten Kinderwunsch als auch der mit positiven Emotionen besetzten Vision, später einmal drei oder mehr Kinder zu haben, schreiben Rille-Pfeiffer et al. (2009) zu, wichtige Determinante des Übergangs zum dritten Kind zu sein. Damit ist die Gruppe derer, für die Kinderreichtum typisch ist, kulturell gesehen untypisch für die spätmoderne Gesellschaft Deutschlands: Für eine Bevölkerungsmehrheit von 57 % der 18- bis 44-Jährigen gelten Vater, Mutter und zwei Kinder schon seit einigen Jahrzehnten als ideale Familie. Nur 13 % sehen drei Kinder und lediglich 2 % vier oder mehr Kinder als optimal an (Institut für Demoskopie Allensbach 2004). Unter den 20- bis 39-Jährigen wünschen sich 53 % der Frauen und 41 % der Männer zwei Kinder, während nur knapp 12 % der Frauen und 15 % der Männer sich drei Kinder wünschen (ebd. 35). Eine Priorisierung von zwei Kindern finden auch Dorbritz und Ruckdeschel (2015: 142) bei 53 % der 20- bis 39-Jährigen in Deutschland.

Relevant ist auch die Motivation für den Kinderwunsch oder – um in der Terminologie der Value of Children-Theorie (VOC) (Nauck 2001; Hoffman & Hoffman 1973) zu sprechen – der Wert, den ein Kind für die (potenziellen) Eltern darstellt. So kommt Nauck (1995) zu dem Schluss, dass Eltern von Mehr- und Vielkindfamilien (also von Familien mit drei bzw. mit vier oder mehr Kindern) häufiger als andere Erwachsene in Kindern einen ökonomisch-utilitaristischen Wert sehen. Konkret bedeutet das, dass sie Items wie „Kinder sind Hilfe im Notfall“ oder „Kinder sind Hilfe im Alter“ häufiger zustimmen. Der Befund entspricht der VOC-Theorie insofern, als für spätmoderne Dienstleistungsgesellschaften mit Gesundheits-, Renten- und Sozialversicherungssystemen der psychologisch-affektive Wert von Kindern typischer ist, der etwa darin besteht, Freude und positive Emotionen zu stiften. Dieser ist jedoch bereits mit einem oder mit zwei Kindern hinreichend erfüllt und begründet daher geringere Kinderzahlen als der ökonomisch-utilitaristische Wert, in dessen Logik ein drittes Kind einen zusätzlichen Nutzen darstellt. Der ökonomisch-utilitaristische Wert von Kindern ist vor allem für Agrargesellschaften charakteristisch, nimmt jedoch in industriellen und post-industriellen Gesellschaften an Bedeutung ab (Nauck 2001).

Die Wahrnehmung, dass Kinder wichtig als eine Hilfe im Notfall bzw. im Alter seien, korreliert, wie Nauck (1995) weiter feststellt, mit der Befürwortung von materiellen Wertorientierungen, also der Sorgen um die Existenzsicherung, (Inglehart 1977) bzw. mit der Befürwortung von Pflicht- und Akzeptanzwerten wie z. B. Treue, Pflichterfüllung, Fleiß und Disziplin (Klages 1988). Insofern gehören Kinderreiche überproportional der Gruppe derjenigen an, deren Werte charakteristisch für die Industriegesellschaft der 1950er und frühen 1960er Jahre sind – bevor der Wertewandel eine Dominanz von postmateriellen Werten (Zuneigung, Anerkennung, Selbstverwirklichung) bzw. von Selbstverwirklichungswerten (z. B. Emanzipation, Eigenständigkeit, Ausleben emotionaler Bedürfnisse) eingeläutet hat.

Auch in anderer Hinsicht sind die Einstellungen kinderreicher Menschen in der Tendenz konservativer (Rupp 2006). Doch dieser Zusammenhang ist ambivalent. Zwar sind kinderreiche Frauen häufiger mit der traditionellen Arbeitsteilung zufrieden, doch hinsichtlich des Wunsches, Beruf und Familie vereinbaren zu können, unterscheiden sie sich nicht von Frauen mit weniger Kindern (BMFSFJ 2007). Kinderreiche Mütter müssen als ebenso individualisiert gelten wie andere Frauen (Schicha 1996). Bien und Marbach (2007) stellen sogar fest, dass der Anteil derer, die denken, dass auch der Mann für Familienaufgaben verantwortlich ist, mit der Kinderzahl zunimmt. Allerdings könnte es sein, dass sich solche Einstellungen zum Teil als Folge von Kinderreichtum einstellen und nicht notwendigerweise zu ihren Determinanten zu zählen sind. Hinsichtlich der Frage, wie positiv oder negativ die eigene Kindheit und die ökonomischen Lebensumstände in dieser Zeit eingeschätzt werden, findet Rupp (2006) keine Zusammenhänge zu Kinderreichtum.

5.3 Lebensstil und Freizeitgestaltung

Hinter dem sozio-kulturellen Faktor Lebensstil und Freizeitgestaltung findet sich das breite Themengebiet, wie Familien ihren Alltag gestalten und erleben. Dabei ist das Lebensstilkonzept umfassender und schließt, neben der konkreten Freizeitgestaltung, auch ästhetisch-stilistische Präferenzen (z. B. Musikgeschmack), Medienkonsum sowie die dahinterliegenden subjektiven Einstellungen und Werte ein. Der Zusammenhang zwischen der Kinderzahl und dem Lebensstil in diesem umfassenderen Sinne ist wenig erforscht. Eher finden sich Hinweise auf einzelne, konkrete Aspekte der Freizeitgestaltung bzw. der Gestaltung des Alltags. Die umfassendsten Befunde findet man bei Keddi et al. (2010) sowie Eggen und Rupp (2006).

Wie bereits in Kapitel 3.5 („Gesundheit“) dargestellt, steigt mit der Kinderzahl das Belastungsempfinden der Eltern. Es wird vermutet, dass die Familiengröße negativ auf die Möglichkeit wirkt, Verwandte zur Kindesbetreuung zu finden (Geller 1997). Dieser Zusammenhang wird durch die Befunde aus der DJI-Kinderbetreuungsstudie 2005 gestützt, dass Kinder mit Geschwistern seltener durch Verwandte und deutlich seltener im Rahmen von Kindertageseinrichtungen betreut werden als Einzelkinder (Keddi et al. 2010: 57): „Je mehr Geschwister ein Kind hat, desto wahrscheinlicher ist es, dass seine Betreuung im Vorschulalter ausschließlich in der Familie [...] stattfindet. [...] Je mehr Kinder in der Familie zu betreuen sind, desto eher verzichten Eltern zudem darauf, ihre Kinder institutionell betreuen zu lassen.“ Unabhängig vom Erwerbsstatus der Mutter nehmen Kinder aus Mehrkindfamilien schulische Bildungsangebote seltener, außerschulische Bildungsangebote hingegen häufiger in Anspruch als Einzelkinder (Keddi et al. 2010: 58). In eine ähnliche Richtung weist das Ergebnis von Ette und Ruckdeschel (2007: 67) auf Basis des Generation and Gender Survey 2005, „dass gerade die Personen, die einer Fremdbetreuung der Kinder eher negativ gegenüberstehen und gleichzeitig auf ein nicht-professionelles Netzwerk, d. h. im Normalfall die Großeltern, zur Unterstützung bei der Kinderbetreuung zurückgreifen können, die höchste Wahrscheinlichkeit eines weiteren Kinderwunsches haben.“

Insgesamt stellt bei Mehrkindfamilien Zeit ein sehr knappes und damit wertvolles Gut dar. Damit korreliert der Befund, dass sich Mütter von mehreren Kindern weniger häufig mit ihren Kindern beschäftigen, als Mütter von nur einem Kind dies tun, wobei der zeitliche Umfang, in dem sich Väter mit ihren Kindern beschäftigen, unabhängig von der Familiengröße ist (Keddi et al. 2010: 69). In diesen Befunden spiegelt sich wider, dass Mehrkindereltern häufig in einem traditionellen Arrangement mit dem Mann als Alleinverdiener leben und dass, damit zusammenhängend, gemeinsame Aktivitäten von Müttern und Kindern eher haushaltsbezogen sind. In Einkindfamilien hingegen liegt der Fokus der gemeinsamen Aktivitäten von Müttern und Kindern mehr auf Spielen und Freizeitaktivitäten (Keddi et al. 2010: 69). Zudem verbringen Eltern von Mehrkindfamilien seltener als andere Eltern Abende außer Haus. Vor allem gehen sie deutlich seltener ohne den Partner aus (Eggen/Rupp 2006: 67). Ein Aspekt der Alltagsgestaltung erweist sich jedoch als unabhängig von der Familiengröße: die hohe Verbreitung gemeinsamer Mahlzeiten als regelmäßiges familiäres Ereignis.

5.4 Soziale Akzeptanz und Stigmatisierung

Nach Ergebnissen des Bamberger-Ehepaar-Panels 2002 verspüren 58 % der Eltern von Mehrkindfamilien unsere Gesellschaft als eher oder sogar als sehr kinderfeindlich (Eggen/Rupp 2006: 65). Möglicherweise führt das in Mehrkindfamilien erhöhte Belastungsempfinden der Eltern (vgl. Kap. 3.5) zu dem Eindruck mangelnder gesellschaftlicher Unterstützung und dadurch auch zu der Einschätzung des gesellschaftlichen Klimas als kinderfeindlich. Ungeachtet dessen stellt sich die Frage, welche Art von Kinderfeindlichkeit Kinderreiche wahrnehmen: Handelt es sich „nur“ um ein generelles Defizit an Unterstützung für Kinder und für Elternschaft, unter dem sie aufgrund ihrer höheren Kinderzahl stärker leiden? Erwarten Kinderreiche aufgrund ihrer traditionelleren Wertvorstellungen (vgl. Kap. 5.2) mehr gesellschaftliche Unterstützung als andere? Oder erfahren Kinderreiche tatsächlich mehr Zurückweisung als andere Eltern?

Manches spricht dafür, dass (auch) letztere Deutung zutrifft, denn es lässt sich – nicht nur unter kinderreichen Eltern – die Wahrnehmung nachweisen, dass Kinderreichtum in Deutschland stigmatisiert ist. Diabaté et al. (2015) finden unter den 20- bis 39-Jährigen eine Zustimmung von 72 % dafür, dass Kinderreiche auf gesellschaftlicher Ebene als asozial gelten. Ein ähnliches Bild ergibt die DJI-Methodenstudie von 2007, anhand der etwa 60 % der Befragten mit zwei oder weniger Kindern und etwa 70 % der Menschen, die selbst in Mehrkindfamilien leben, der Aussage „Familien mit mehr als drei Kindern gelten als asozial“ zustimmen. Unter den Kinderreichen stimmen der Aussage mehr als 40 % sogar voll zu, unter den übrigen Eltern sind dies 35 % (Keddi et al. 2010: 60). Damit einher geht die Befürchtung von 20 % der Eltern von mehr als zwei Kindern, dass ein weiteres Kind in der Familie zu einer zunehmenden sozialen Ablehnung führen würde (Walla et al. 2006).

6 Regionale und internationale Unterschiede

Wo gibt es viele Kinderreiche und wo wenige? Wie unterscheidet sich Deutschland in dieser Hinsicht von anderen Ländern? Wie unterscheiden sich die Regionen innerhalb Deutschlands in dieser Hinsicht? Und welche Unterschiede gibt es zwischen urbanen und ländlichen Räumen? Die Befundlage zu diesen Fragen ist vergleichsweise übersichtlich.

6.1 Kinderreichtum im Stadt-Land-Vergleich

Wie Familien mit jüngeren Kindern generell wohnen auch Drei- und Vierkindfamilien überproportional häufig auf dem Land und seltener in der Stadt (Bien/Marbach 2007; MGSFF 2003). Das gilt streng genommen nur für kinderreiche Familien ohne Migrationshintergrund; Mehrkinderfamilien mit Migrationshintergrund leben dagegen häufiger in städtischen Regionen (Keddi et al. 2010), was wiederum für Menschen mit Migrationshintergrund generell der Fall ist. Rupp (2006) identifiziert insbesondere kleine Gemeinden mit weniger als 20.000 Einwohnern als typische Wohnorte für kinderreiche Familien. Diese Tendenz muss in Zusammenhang mit dem erhöhten Bedarf an Wohnfläche und den typischerweise begrenzten finanziellen Mitteln in großen Familien sowie mit der größeren Verfügbarkeit von günstigem Wohnraum in ländlichen Gemeinden gesehen werden. Dabei dürfte der Wohnort eher Folge als Determinante des dritten Kindes sein, auch wenn der Wohnort wahrscheinlich häufig bereits in Antizipation der dritten Geburt gewechselt wird.

6.2 Kinderreichtum im regionalen und Ost-West-Vergleich

Hinsichtlich der regionalen Verteilung kinderreicher Familien innerhalb Deutschlands zeigen sich wenig Auffälligkeiten. Sie sind in Westdeutschland etwas häufiger anzutreffen als in Ostdeutschland und darüber hinaus in katholischen Regionen generell etwas häufiger als in protestantischen (Rupp 2006). Hier dürften vor allem sozio-kulturelle Faktoren ausschlaggebend sein (vgl. Kap. 5).

6.3 Kinderreichtum im internationalen Vergleich

Grundsätzlich findet ein Rückgang von Kinderreichtum bzw. von kinderreichen Familien in allen Industrienationen statt und hat mehr oder minder dazu geführt, dass Familien mit drei oder mehr Kindern vergleichsweise seltene Lebensformen geworden sind (BMFSFJ 2007). Iacovou und Berthoud (2006) stellen dies für Großbritannien fest, Kravdal (1990) identifiziert einen solchen Rückgang in Norwegen in den 1960er und 70er Jahren. Allerdings spielt sich diese Entwicklung auf unterschiedlichen Niveaus ab bzw. sie ist in verschiedenen Ländern unterschiedlich weit vorangeschritten. Neben einigen ost- und wenigen südeuropäischen Staaten ist sowohl die Zahl kinderreicher Familien als auch der Wunsch, drei oder mehr Kinder zu haben, in Deutschland besonders gering (BMFSFJ 2007). Bei einem internationalen Vergleich von Frauen der Geburtskohorte 1955 haben westdeutsche Frauen mit 19 % den niedrigsten Anteil von Müttern von drei oder mehr Kindern. Die gleiche Geburtskohorte weist in Italien 22 %, in Schweden und dem vereinigten Königreich je 31 %, in Frankreich 32 %, und in Irland 55% kinderreiche Mütter auf (BMFSFJ 2003: 90). Auch Kersten (2011) stellt fest, dass Kinderreichtum in Frankreich deutlich häufiger ist als in Deutschland.

7 Wege in den Kinderreichtum

Die Ermittlung der „Wege in den Kinderreichtum“ kann als eine zusammenfassende Interpretation der bisher bestimmten Determinanten gesehen werden, die nicht nur statistische Zusammenhänge sondern auch Wirkungsmechanismen identifiziert. Wie viele Zusammenhänge im Einzelnen darf auch sie, gerade im deutschsprachigen Bereich, als

nahezu unerforscht gelten. Dies ist vor allem durch das Fehlen geeigneter Datensätze zu erklären, die sowohl die dazu notwendige Längsschnitt- bzw. biografische Perspektive und gleichzeitig hinreichende Fallzahlen von Kinderreichen bieten. (Nur etwa 15 % der Frauen der Geburtskohorten Mitte der 1960er Jahre haben drei oder mehr Kinder lebend geboren.)

Kinderreichtum muss aber in einer Lebenslaufperspektive betrachtet werden und die vorhergehenden Übergänge (Partnerfindung, Geburt des ersten, Geburt des zweiten Kindes) mit implizieren. Die Zustandswechsel hängen jeweils von eigenen – oft auf Paarebene getroffenen – Entscheidungen sowie von Einflussfaktoren ab, die in eine frühere Phase des Lebenslaufes fallen. Die erklärenden Faktoren stellen zum Teil singuläre Ereignisse dar (z. B. Erstheirat), zum Teil wirken sie über eine längere Zeitspanne und können in ihrer Ausprägung variieren (z. B. Kinderwunsch). Grundsätzlich gilt aber, dass der gesamte biografische Zeitraum für das Explanandum relevant ist. Neben einer Lebenslaufperspektive legt die Modellierung der Wege in den Kinderreichtum eine Orientierung am methodologischen Individualismus, eine Verknüpfung von Mikro- und Makro-Ebene, eine Berücksichtigung sozialer Kontexte sowie den Einbezug der Paarebene nahe (vgl. Bujard/Lück 2015). Auf der Paarebene verdoppelt sich die Zahl der möglichen Einflussfaktoren (mindestens – sofern keine Partnerwechsel berücksichtigt werden) und erzwingt das Einbeziehen einer zweiten, wahrscheinlich um ein paar Jahre versetzten Lebenslaufdimension, die an unterschiedliche Orte und soziale Kontexte und Erfahrungen geknüpft ist. In der Summe stellt dies an die zur Analyse notwendigen Daten nahezu unerfüllbare Anforderungen.

Empirisch erweist sich vor allem das Timing im Lebenslauf bzw. in der Familienbiografie als wichtig. Ein späterer Auszug aus dem Elternhaus, ein höheres Alter einer Mutter bei der Geburt des ersten Kindes und ein größerer zeitlicher Abstand zwischen den ersten beiden Geburten reduzieren jeweils die Wahrscheinlichkeit, kinderreich zu werden (vgl. Kap. 4.3). Das biografische Zeitfenster zur Familiengründung und -erweiterung muss also „gut genutzt“ werden – die notwendigen Schritte bis zum Kinderreichtum müssen jeweils zügig erfolgen. Es dürfen keine nennenswerten Verzögerungen eintreten; die Rahmenbedingungen müssen über die gesamte Familienbiografie hinweg jeweils hinreichend günstig sein, um den nächsten anstehenden Schritt vollziehen zu können. So wirken sich beispielsweise auch berufsbedingte Wohnortswchsel negativ aus. Umgekehrt erhöhen Bau oder Erwerb von Wohneigentum – und damit verbunden vermutlich eine höhere Kontinuität und Planungssicherheit hinsichtlich des Wohnortes – die Chance, kinderreich zu werden. Das einzige Beispiel dafür, dass Kinderreichtum dadurch gefördert wird, dass in der Familienbiografie etwas nicht optimal „läuft“, ist dies, dass sich Eltern offenkundig zuweilen Kinder unterschiedlichen Geschlechts wünschen und zwei erste Kinder gleichen Geschlechts dadurch eine dritte Geburt wahrscheinlicher machen (vgl. Kap. 4.4). Eine zentrale Voraussetzung dürfte auch eine hinreichend stabile Partnerschaft sein (vgl. Kap. 4.2).

Darüber hinaus ist, aus theoretischer Sicht, entscheidend, dass die Vorstellungen der beiden Partner zur angestrebten Familiengröße sowie zum Timing ihrer Realisierung kompatibel sind oder dass zumindest keiner der Partner ernsthaft gegen den Wunsch nach einem dritten Kind opponiert. Zudem dürfen die übrigen biografischen Pläne und Rahmenbedingungen von beiden Partnern – etwa in der Ausbildung und im Beruf – der Familienerweiterung nicht im Wege stehen. In diesem Kontext sind wahrscheinlich Befunde zu sehen, dass sich bestimmte Bildungskonstellationen sowie eine klassische Rollenverteilung in der Partnerschaft als förderlich für Kinderreichtum erweisen. Noch grundlegender erscheint die Ausgangsvoraussetzung, dass sich in einem hinreichend frühen biografischen Stadium mindestens einer der Partner drei oder mehr Kinder wünscht. In diesem Kontext sind subjektive Einstellungen, Wertorientierungen, Lebensstile und Religion von Bedeutung (vgl. Kap. 5). Allerdings ist die gezielte Planung einer großen Familie keine zwingende Voraussetzung für die Entstehung von Kinderreichtum.

Keddi et al. (2010: 75, 86f.) finden für kinderreiche Familien vor allem zwei Familiengründungsmuster. Im einen Fall ist den Eltern bereits frühzeitig im Lebensverlauf klar, dass sie eine große Familie haben wollen, weshalb sie für diese auch bewusst eine relativ frühe Familiengründung realisieren. Im anderen Fall entstehen kinderreiche Familien nicht strategisch und langfristig geplant, „sondern ‚passieren‘“ (Rille-Pfeiffer et al. 2009: 77). Damit geht nach Rille-Pfeiffer et al. einher, dass der Wunsch, ein drittes Kind zu haben, eher eine diffuse „Bauchentscheidung“ ist: „Gründe für ein drittes Kind sind meist emotionaler Natur und wenig konkret – Gründe gegen ein drittes Kind liegen überwiegend auf der rationalen Ebene und beziehen sich auf die persönlichen Lebensumstände.“ (2009: 77) Zwar dienen unzureichend erscheinende strukturellen Rahmenbedingungen als Argumente gegen ein weiteres Kind – so zeigt sich etwa, „dass bei den Gründen gegen weitere Kinder die Kosten eine große Rolle spielen“ (Bien/Marbach 2007: 23). Umgekehrt sind objektive günstige Umstände aber keine hinreichenden Argumente dafür, drei oder mehr Kinder zu bekommen.

Lebenslaufperspektivische empirische Studien, die Wege in den Kinderreichtum systematisch analysieren, liegen bislang nicht vor. Insofern lässt sich der bisherige Forschungsstand derart zusammenfassen, dass es lediglich erste Hinweise auf die Wege in den Kinderreichtum gibt. Daraus folgt, dass diesen Forschungsansätzen zukünftig, wenn geeignete Daten verfügbar sind, eine wichtige Rolle zuzumessen ist.

8 Zusammenfassung, Diskussion der Ergebnisse und Forschungslücken

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass zum Themenbereich Kinderreichtum und Mehrkindfamilien durchaus Forschungsliteratur vorliegt, dass er jedoch auch sehr deutliche Forschungslücken aufweist.

Kinderreichtum ist im letzten Jahrhundert in Deutschland kontinuierlich zurückgegangen. Im Geburtsjahrgang 1937 hatten nahezu zwei Drittel aller Frauen 3 oder mehr Kinder. Die seit 1950 geborenen Frauen sind etwa zu 15-18 % kinderreich. Der bislang niedrigste Wert wurde für den Jahrgang 1971 mit 14,5 % gemessen. Ein weiterer Rückgang des Anteils Kinderreicher bei den jüngeren Geburtsjahrgängen zeichnet sich allerdings nicht ab. Der Anteil liegt in Ostdeutschland noch etwas niedriger als im Westen. International vergleichend ist Kinderreichtum generell zurückgegangen, liegt jedoch überwiegend auf einem etwas höheren Niveau als in Deutschland.

Zu den Determinanten des Übergangs gibt es zwar einen gewissen Forschungsstand, der größere Teil der Forschungsliteratur beschreibt jedoch, streng genommen, die Charakteristika von Mehrkindfamilien, das heißt von Familien, in denen aktuell drei oder mehr Kinder leben. Damit ist nicht notwendigerweise eine biologische Elternschaft von drei oder mehr Kindern verknüpft. Außerdem bleibt in dieser Art der Forschung in der Regel die Richtung der Kausalität offen. Somit sind die Determinanten des Kinderreichtums kaum von den Konsequenzen und Begleiterscheinungen des Entstehens einer Mehrkindfamilie zu trennen.

Kinderreichtum ist mit einem niedrigen sozio-ökonomischen Status verknüpft, wobei sich der Zusammenhang genau genommen asymmetrisch u-förmig darstellt: Vor allem niedrige Bildungs- und Einkommensschichten, zu einem gewissen Grad aber auch die überdurchschnittlich gut Ausgebildeten und gut Verdienenden haben eine erhöhte Wahrscheinlichkeit Eltern von drei oder mehr Kindern zu werden. Im Falle des Einkommens muss dabei beachtet werden, dass nicht das absolute Haushaltseinkommen, sondern das verfügbare Nettoäquivalenzeinkommen in kinderreichen Familien niedriger liegt und dass dies zumindest zu einem großen Anteil Folge der Familienerweiterung und der reduzierten Erwerbsbeteiligung von Müttern ist und nicht notwendigerweise Ursache von Kinderreichtum. Außerdem ist zu beachten, dass Paare mit vielen Kindern typischer-

weise komplementäre Formen der Arbeitsteilung pflegen, bei denen sich Frauen stärker aus der Erwerbsarbeit zurückziehen, so dass die Assoziation von geringem persönlichen Einkommen und Kinderreichtum im Querschnitt vor allem für Frauen gilt. In Haushalten mit drei oder mehr Kindern ist mit dem niedrigen Äquivalenzeinkommen auch das Armutsrisiko erhöht und der verfügbare Wohnraum pro Kopf niedriger, auch wenn es häufiger Wohneigentum gibt.

Wichtige Determinanten des Kinderreichtums finden sich weiterhin in der Biografie und in der Herkunftsfamilie. So wirkt sich eine große Geschwisterzahl positiv auf die Zahl der eigenen Kinder aus. Einen positiven Einfluss hat ferner ein Mindestmaß an Unterstützung durch die Herkunftsfamilie bei der Betreuung der eigenen Kinder. Besonders wichtig erscheint schließlich das frühe Einsetzen und die enge Aufeinanderfolge wichtiger familienbiografischer Ereignisse auf dem Weg zum Kinderreichtum – vom Auszug aus dem Elternhaus, über die Gründung einer tragfähigen Partnerschaft bis hin zum Alter bei der ersten und zweiten Geburt. Eine Wiederverheiratung kann die Wahrscheinlichkeit erhöhen, kinderreich zu werden, wenn sich Personen, die bereits zwei leibliche Kinder haben, mit ihrem neuen Partner ebenfalls noch ein gemeinsames Kind wünschen. Zwei Kinder gleichen Geschlechts können die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt erhöhen, weil sich Menschen oft wünschen, auch noch ein Kind des anderen Geschlechts zu bekommen.

Kinderreichtum ist unter Migranten häufiger als in der Mehrheitsgesellschaft. Kinderreichtum ist unter religiösen Menschen häufiger als unter nichtreligiösen und unter Katholiken häufiger als unter Protestanten. Kinderreiche haben häufiger traditionellere Vorstellungen von Familie und Geschlechterrollen sowie eine positivere Einstellung gegenüber Kindern. Und sie erkennen häufiger als andere in Kindern einen ökonomisch-utilitaristischen Wert – etwa den, dass Kinder eine Hilfe im Alter oder im Notfall darstellen können. Umgekehrt können die Verfestigung einer Zwei-Kind-Norm, der Rückgang von Kinderwünschen und der in der Spätmoderne schwindende ökonomisch-utilitaristische Nutzen von Kindern erklären, warum Kinderreichtum im Laufe der Jahrzehnte seltener geworden ist. Kinderreichtum wird in der heutigen Gesellschaft sogar als stigmatisiert wahrgenommen.

Als Forschungslücke muss vor allem ein Mangel an Differenzierung festgestellt werden: Es fehlt eine systematisch differenzierte Betrachtung von kinderreichen Müttern und Vätern, von kinderreichen Paaren und von Haushalten, in denen drei oder mehr Kinder gemeinsam als Familie leben. Generell überwiegen Studien und Befunde zu Mehrkindfamilien. Von diesen wird zum Teil auch auf die Determinanten oder Folgen einer dritten Geburt geschlossen. Doch eine Problematisierung dieses Schlusses und eine Diskussion, inwieweit er gerechtfertigt ist, erfolgt selten. Zudem sind generell mehr Studien zu Determinanten und Folgen von Kinderreichtum auf Individual- und Paarebene wünschenswert.

Weiterhin stützt sich ein großer Teil der Forschung zu Kinderreichtum auf Querschnittsanalysen und lässt dadurch keine klare Unterscheidung von Ursachen und Wirkungen zu. Längsschnittuntersuchungen sind vergleichsweise selten, wären aber häufig wichtig, um zumindest Hinweise auf die Richtung der Kausalität zu erhalten. Diese ist somit nur durch inhaltliche Plausibilität und theoretische Reflexion zu vermuten und bleibt bei vielen statistischen Zusammenhängen unbestimmt. Auch fehlt es zum Teil an hinreichender Kontrolle möglicher Drittvariableneffekte in multivariaten Modellen. Beispielsweise stellt sich beim Zusammenhang zwischen Kinderreichtum und Gesundheit (vgl. Kap. 3.5) die Frage, ob die Ergebnisse Bestand haben, wenn bezüglich des Alters der Mütter kontrolliert wird.

Auch die Paarebene wird selten beleuchtet. Zwar gibt es viele Analysen auf (Familien-) Haushaltsebene, in denen Effekte für Frauen und Männer getrennt ausgewiesen und verglichen werden. Doch die Kombinationen verschiedener Merkmale von Frau und Mann in einer Partnerschaft werden selten untersucht. So wissen wir, dass die Konfession der Mutter für die Erklärung von Kinderreichtum relevanter ist als die des Vaters. Doch es ist unklar, inwieweit die Konfessionen beider Partner in ihrem Einfluss interagieren (vgl. Kap. 5.1).

Ein nächster Schritt wäre die Beleuchtung der Frage, welche Mechanismen hinter den statistischen Zusammenhängen stecken – selbst wenn sich diese im Längsschnitt verifizieren lassen und eine Richtung der Kausalität erkennbar wird. Warum und auf welchem Wege beeinflussen bestimmte Determinanten die Wahrscheinlichkeit einer dritten Geburt? Kann eine bestimmte Folge von Kinderreichtum auch dadurch Determinante sein, dass Eltern den Eintritt dieser Folge antizipieren und sich deshalb in ihrer Entscheidung für ein drittes Kind bestärken bzw. verunsichern lassen? Wie sehen die konkreten Wege in den Kinderreichtum bzw. in das dauerhafte Ausbleiben von Kinderreichtum aus? Wie interagieren beispielsweise persönliche Einstellungen und strukturelle Rahmenbedingungen miteinander? Welche anderen Interaktionseffekte treten auf? Und welche Möglichkeiten der politischen Steuerung ergeben sich aus den Befunden?

Die Defizite liegen somit in erster Linie in der Qualität und Systematik, mit der die vorliegenden Befunde generiert wurden, und weniger in der grundsätzlichen Vernachlässigung eines bestimmten Themenbereiches. Doch auch zu einzelnen inhaltlichen Aspekten bestehen Forschungslücken. So liegen bislang ambivalente bis widersprüchliche Befunde zu der Frage vor, inwieweit Kinderreichtum mit konservativeren Vorstellungen assoziiert ist: Haben Kinderreiche von vornherein traditionellere Vorstellungen von Familie und Geschlechterrollen und bekommen aus diesem Grund mehr Kinder – oder geben sich kinderreiche Mütter nur aufgrund der Umstände phasenweise mit traditionelleren Formen partnerschaftlicher Arbeitsteilung zufrieden? Ähnlich ambivalent und widersprüchlich erscheint bislang der Zusammenhang zwischen Kinderreichtum und Bildung, der mal als linear und mal als u-förmig identifiziert wird. Hinsichtlich der Assoziation von Kinderreichtum mit einem Migrationshintergrund wäre eine differenziertere Betrachtung wünschenswert, die identifiziert, welche Herkunftsländer bzw. welche ethnischen Minderheiten genau zu Kinderreichtum neigen.

Die vorgelegte Studie zur Kinderreichtum ist Teil eines umfassenderen Forschungsprojekts des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, in dem sowohl Kinderreichtum als auch Kinderlosigkeit die zentralen Forschungsgegenstände sind. Beide Prozesse weisen enge inhaltliche Zusammenhänge aber auch Unterschiede auf. Die wichtigste inhaltliche Beziehung ist, dass die Trends von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum die Treiber des Geburtenrückgangs sind. Das Ziel der Erklärung des niedrigen Geburtenniveaus in Deutschland kann nur über die Analyse beider Trends erfolgen. Das Absinken der Kohortenfertilität hat mit einem Rückgang des Anteils kinder-reicher Familien begonnen und sich dann über den Anstieg der Kinderlosigkeit fortgesetzt. Insgesamt gesehen hat der rückläufige Anteil Kinderreicher einen größeren Einfluss auf den Rückgang der Geburtenhäufigkeit ausgeübt als der Anstieg Kinderloser.

Die Ansätze zur Erklärung beider Phänomene haben häufig den gleichen Ausgangspunkt, allerdings aus sehr unterschiedlichen Perspektiven. Beide Sichtungen des jeweiligen Forschungsstandes (vgl. auch Dorbritz et al. 2015) haben gezeigt, dass Kinderlosigkeit und Kinderreichtum nur sinnvoll in einer Lebenslaufperspektive analysiert werden können. Die Wege, die zu einem Leben ohne Kinder bzw. zu einem Leben mit mehreren Kindern führen, gelten als untererforscht. Es besteht eine starke Abhängigkeit von der Partnersituation und dem Kinderwunsch. Werden die Wege in den Kinderreichtum untersucht, ist der Fokus zu einem großen Teil auf eine relativ frühe biografische Phase gerichtet, in der alle Rahmenbedingungen stimmig sein müssen, u. a. ein ausgeprägter Kinderwunsch, ein geeigneter Partner und eine gesicherte Lebensperspektive. Zur Erklärung der Kinderlosigkeit rückt ein späterer Lebensabschnitt in das Zentrum der Aufmerksamkeit. Einer der häufigsten Wege in die Kinderlosigkeit ist das wiederholte Aufschieben der Erfüllung des Kinderwunsches, bis zu einem Zeitpunkt, an dem sich ein kinderloser Lebensstil verfestigt hat, nicht ein geeigneter Partner zur Verfügung steht oder die Lebensperspektive zu viele Unsicherheiten aufweist. Diese beiden Phänomene gilt es im Zusammenhang zu betrachten.

Literaturverzeichnis

- Alich, David 2004: Das dritte Kind: ein Vergleich zwischen Deutschland und Norwegen. Universität Rostock, Rostock. Lehrstuhl für Soziologie mit Schwerpunkt Bevölkerungs- und Familiensoziologie. http://www.demogr.mpg.de/publications/files/1893_1113579023_1_Full%20Text.pdf, 09.03.2015.
- Allmendinger, Jutta; Hinz, Thomas 1998: Frauen, Alleinerziehende und kinderreiche Familien. In: Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung (Hrsg.): Familie Frauen und Gesundheit, Material- und Analyseband zur sozialen Lage in Bayern. München: 433-458. http://www.zukunftsministerium.bayern.de/imperia/md/content/stmas/stmas_internet/sozialpolitik/analyseband-kap11.pdf, 09.03.2015.
- Althammer, Jörg; Klammer, Ute (Hrsg.) 2006: Ehe und Familie in der Steuerrechts- und Sozialordnung (Tagungsband). Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Anderson, Gunnar; Hank, Karsten; Rønsen, Marit; Vikat, Andres 2006: Gendering family composition: Sex preferences for children and childbearing behaviour in the Nordic countries. In: *Demography* 43,2: 255-267.
- Axinn, William G.; Clarkberg, Marin E.; Thornton, Arland 1994: Family influences on family size preferences. In: *Demography* 31: 65-79.
- Balbo, Nicoletta; Mills, Melinda 2011: The effects of social capital and social pressure on the intention to have a second or third child in France, Germany, and Bulgaria, 2004-05. In: *Population Studies: A Journal of Demography*, 65,3: 335-351.
- Becker, Gary Stanley 1993: Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens. Tübingen: Mohr (Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften, 32).
- Berghammer, Caroline 2008: Religion, ideale Kinderzahl und Geburtenverhalten. In: Buber-Ennsner, Isabella; Neuwirth, Norbert (Hrsg.): Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGS)“ 2008/09, 30. Wien. http://www.oeaw.ac.at/vid/download/Berghammer_Religion_GGS.pdf, 09.03.2015.
- Bertram, Hans 2008: Die Mehrkinderfamilie in Deutschland. Zur demographischen Bedeutung der Familie mit drei und mehr Kindern und zu ihrer ökonomischen Situation. Expertise für das Kompetenzzentrum für familienbezogene Leistungen im Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin.
- Bertram, Hans; Rösler, Wiebke; Ehlert, Nancy 2005: Nachhaltige Familienpolitik. Zukunftssicherung durch einen Dreiklang von Zeitpolitik, finanzieller Transferpolitik und Infrastrukturpolitik. Berlin.
- Bien, Walter; Marbach, Jan 2007: Mehrkinderfamilien. Erkenntnisse aus den Daten des Familiensurvey - Wellen 1988, 1994 und 2004. München.
- Bierschock, Kurt P. 2004: Kinderreiche Familien – ein Überblick. Familienhandbuch online. <https://www.familienhandbuch.de/elternschaft/familie/kinderreiche-familien-ein-ueberblick>, 09.03.2015.
- Black, Sandra E.; Devereux, Paul J.; Salvanes, Kjell G. 2005: The More the Merrier? The Effect of Family Size and Birth Order on Children's education. In: *The Quarterly Journal of Economics* 120,2: 669-700.
- Blake, Judith 1989: Family Size and Achievement. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press (Studies in demography, 3). <http://ark.cdlib.org/ark:/13030/ft6489p0rr/>, 09.03.2015.
- Blume, Michael; Ramsel, Carsten; Graupner, Sven 2006: Religiosität als demographischer Faktor. Ein unterschätzter Zusammenhang? In: *Marburg Journal of Religion* 11,1.

- Booth, Alison L.; Kee, Hiau Joo 2005: Birth order matters: The Effect of Family Size and Birth Order on Educational Attainment. In: IZA Discussion Paper 1713.
- Booth, Alison L.; Kee, Hiau Joo 2009: Birth order matters: the effect of family size and birth order on educational attainment. In: Journal of Population Economics 22,2: 367-397.
- Bradshaw, Jonathan et al. 2006: Child poverty in large families. Bristol, UK: Published for the Joseph Rowntree Foundation by Policy Press.
- Brock, Inés 2010: Mehrkindfamilien im Kontext unterschiedlicher Kinderbetreuungsarrangements. Eine Studie zur Familien- und Geschwisterdynamik. Dissertation. Martin-Luther-Universität, Institut für Pädagogik. Halle-Wittenberg. <http://www.carl-auer.de/fileadmin/carl-auer/materialien/leseprobe/978-3-89670-937-0.pdf>, 09.03.2015.
- Bruchholz, Roswitha; Fügemann, Christiane; Minsel, Wolf-Rüdiger 2002: Der Übergang zur Drei-Kind-Familie. Eine Befragung von Müttern zu Motivation, Veränderungen, Anforderungen und Bewältigung. In: systema 16,1: 24-49.
- Buber, Isabella; Prskawetz, Alexia 2000: Fertility in second unions in Austria: Findings from the Austrian FFS. In: Demographic Research 3,2.
- Bujard, Martin; Lück, Detlev 2015: Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Zwei Phänomene und ihre unterschiedlichen theoretischen Erklärungen, BiB Working Paper 1/2015. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.) 2003: Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.) 2007: Kinderreichtum in Deutschland. Monitor Familienforschung 10. (Redaktion und Gestaltung: FaFo FamilienForschung Baden-Württemberg). <http://www.jena.de/fm/41/monitor-10,property%3Dpdf,bereich%3D,rwb%3Dtrue.pdf>, 09.03.2015.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.) 2008: Zukunft für Familie: Arbeitsbericht. Berlin.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hrsg.) 2013: Mehrkindfamilien in Deutschland. Dossier. Berlin.
- Czock, Heidrun; Riedel, Wolfgang; Schirowski, Ulrich 1994: Soziale Situation kinderreicher Familien. Untersuchung zur Situation kinderreicher Familien in Nordrhein-Westfalen (Landessozialberichterstattung NRW, 5).
- Diabaté, Sabine et al. 2015: Familie XXL: Leitbild Kinderreichtum? In: Schneider, Norbert F.; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland, Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Band 48. Opladen: Barbara Budrich: 171-190.
- Dorbritz, Jürgen; Panova, Ralina; Passet-Wittig, Jasmin 2015: Gewollt oder ungewollt? Der Forschungsstand zu Kinderlosigkeit. BiB Working Paper 2/2015. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Dorbritz, Jürgen; Ruckdeschel, Kerstin 2015: Heirat, Haus, Kinder? Leitbilder der Familiengründung und Familienerweiterung. In: Schneider, Norbert F.; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland, Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Band 48. Opladen: Barbara Budrich: 133-154.
- Eggen, Bernd 2005: Ökonomische Situation der Familien in Deutschland und in seinen Ländern 2003. Expertise für den 7. Familienbericht. Stuttgart.
- Eggen, Bernd; Leschhorn, Harald 2004a: Kinderreiche Familien und ihre Haushaltsformen. In: Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg 5: 18-21.

- Eggen, Bernd; Leschhorn, Harald 2004b: Kinderreichtum und Bildung. In: Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg 7: 8-11.
- Eggen, Bernd; Rupp, Marina (Hrsg.) 2006: Kinderreiche Familien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Eggen, Bernd; Rupp, Marina 2007: Kinderreichtum – Eine Ausnahme in der neueren Geschichte? In: Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg 3.
- Eggen, Bernd; Rupp, Marina 2008: Vom Kinderreichtum zur planbaren Familie. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung. <http://www.berlin-institut.org/?id=312>, 09.03.2015.
- Ette, Andreas; Ruckdeschel, Kerstin 2007: Die Oma macht den Unterschied! Der Einfluss institutioneller und informeller Unterstützung für Eltern auf ihre weiteren Kinderwünsche. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 32,1-2: 51-72.
- Geller, Helmut 1997: Kinderreiche Mütter. Lebensentwürfe, Probleme und Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Goldstein, Joshua; Lutz, Wolfgang; Testa, Maria R. 2005: The Emergence of Sub-Replacement. Family Size Ideals in Europe. In: European Demographic Research Papers 2. Wien: Vienna Institute of Demography. http://www.oeaw.ac.at/vid/download/edrp_no2.pdf, 09.03.2015.
- Hansen, Ursula 1989: Die Lage der Mehr-Kinder-Familien: Rheinland-Pfalz. In: Zeitschrift für Vormundschafts- und Sozialarbeit 22,4: 60-62.
- Hoem, Britta 1993: The Compatibility of Employment and Childbearing in Contemporary Sweden. In: Acta Sociologica 36,2.
- Hoem, Jan M. 2005: Why does Sweden have such high fertility? In: Demographic Research 13: 559-572.
- Hoem, Britta; Hoem, Jan M. 1989: The impact of women's employment on second and third births in modern Sweden. In: Population Studies, 43: 47-67.
- Hoffman, Lois W.; Hoffman, Martin L., 1973: The Value of Children to Parents. In: Fawcett, James. T. (Hrsg.): Psychological Perspectives on Population. New York: Basic Books: 19-76.
- Huinink, Johannes 1988: Das zweite und dritte Kind: Sind wir auf dem Weg zur Ein-Kind-Familie? Frankfurt am Main: Sonderforschungsbereich 3.
- Iacovou, Maria; Berthoud, Richard 2006: The economic position of large families. Research Report Nr. 358. Department for Work and Pensions, HMSO, London.
- Inglehart, Ronald 1977: The Silent Revolution. Princeton: Princeton University Press.
- Institut für Demoskopie Allensbach 2004: Einflußfaktoren auf die Geburtenrate. Allensbach.
- Karsten, Maria-Eleonora 1989: Armut und Kinderreichtum: zur sozialen Lage in kinderreichen Familien. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 136,11-12: 330-334.
- Keddi, Barbara; Zerle, Claudia; Lange, Andreas 2010: Der Alltag von Mehrkinderfamilien – Ressourcen und Bedarfe. Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.). http://www.dji.de/bibs/Bericht_Mehrkinderfamilien_21-01-2010.pdf, 09.03.2015.
- Kersten, Sarah 2011: Kinderreichtum dank Geschlechtergleichheit? Ein Vergleich von Deutschland und Frankreich. Universität Freiburg (Newsletter Lehrstuhl Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit, 9). http://lettres.unifr.ch/fileadmin/Documentation/Departements/Sciences_sociales/Soziologie__Sozialpolitik_und_Sozialarbeit/Newsletter/Oktober_2011/9_Newsletter_integral_die_Zweite.pdf#page=19, 09.03.2015.
- Klages, Helmut 1988: Wertedynamik. Über die Wandelbarkeit des Selbstverständlichen. Osnabrück: A. Fromm.

- Krause, Peter; Zähle Tanja 2005: Einkommen und Armut bei Haushalten mit Kindern. In: Zeitschrift für Familienforschung 17,2: 189-207.
- Kravdal, Øystein 1990: Who Has a Third Child in Contemporary Norway? A Register-Based Examination of Sociodemographic Determinants. Rapport fra Statistisk Sentralbyrå 90,6.
- Kravdal, Øystein 2002: Is the Previously Reported Increase in Second- and Higher-order Birth Rates in Norway and Sweden from the mid-1970s Real or a Result of Inadequate Estimation Methods? In: Demographic Research 6,9: 241-262.
- Kravdal, Øystein 2007: Effects of current education on second- and third-birth rates among Norwegian women and men born in 1964: Substantive interpretations and methodological issues. In: Demographic Research 17,9: 211-246.
- Krüger, Winfried et al. 1987: Armutsrisiko von Familien: Einkommensverhältnisse, Wohnungsmarkt und öffentliche Hilfe. Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.). Berlin (Materialien zum Siebten Jugendbericht Band 2).
- Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen (MGSFF) 1994: Landessozialbericht. Soziale Situation kinderreicher Familien: Untersuchung zur Situation kinderreicher Familien in Nordrhein-Westfalen (Landessozialberichterstattung NRW Band 5).
- Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen (MGSFF) 2003: Landessozialbericht 2003. Menschen in NRW in prekärer Lebenslage.
- Mills, Melinda; Begall, Katia 2010: The impact of gender preferences on third Births in Europe: A multilevel examination of men and women. In: Population Studies 64,1: 77-95.
- Murphy, Michael; Wang, Duolao 2001: Family-level continuities in childbearing in low-fertility societies. European Journal of Population 17: 75-96.
- Nauck, Bernhard 1995: Lebensbedingungen von Kindern in Einkind-, Mehrkind- und Vielkindfamilien. In: Nauck, Bernhard; Bertram, Hans (Hrsg.): Kinder in Deutschland. Lebensverhältnisse von Kindern im Regionalvergleich. Opladen: Leske + Budrich: 137-169.
- Nauck, Bernhard 2001: Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children“ als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 53, 3: 407-435.
- Niehaus, Frank 2013: Familienlastenausgleich in der Gesetzlichen Krankenversicherung? Die beitragsfreie Mitversicherung auf dem Prüfstand. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung (Hrsg.). http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xbcr/SID-35546F54-CE49F7A3/bst/xcms_bst_dms_37769__2.pdf, 09.03.2015.
- Philipov, Dimiter; Berghammer, Caroline 2007: Religion and fertility ideals, intentions and behaviour: a comparative study of European countries. In: Vienna Yearbook of Population Research: 271-305.
- Prskawetz, Alexia; Vikat, Andres; Philipov, Dimiter; Engelhardt-Wölfler, Henriette 2003: Pathways to stepfamily formation in Europe: Results from the FFS. In: Demographic Research 8,5: 107-149.
- Redmond, Gerry 2000: Children in Large Families: Disadvantaged or Just Different? Luxembourg Income Study Working Paper Nr. 225.
- Rille-Pfeiffer, Christiane et al. 2009: Der Übergang zur Dreikind-Familie. Eine qualitative Untersuchung von Paaren mit zwei und drei Kindern. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung (Hrsg.).

- Rupp, Marina 2003: Große Familien. In: Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (Hrsg.): Bamberger Ehepaar-Panel (ifb-Materialien 6/2003): 99-116.
- Rupp, Marina 2006: Die Lebenssituation kinderreicher Familien und sozialpolitische Herausforderungen. In: Althammer, Jörg; Klammer, Ute (Hrsg.): Ehe und Familie in der Steuerrechts- und Sozialordnung (Tagungsband). Tübingen: Mohr-Siebeck.
- Rupp, Marina; Bierschock, Kurt P. 2005: Kinderreich und arm zugleich? In: Zeitschrift für Familienforschung: Beiträge zu Haushalt, Verwandtschaft und Lebenslauf 17,2: 153-166.
- Rürup, Bert; Gruescu, Sandra 2003: Nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungsentwicklung. Gutachten im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin.
- Schicha, Christian 1996: Lebenszusammenhänge kinderreicher Mütter. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag.
- Schneider, Norbert F.; Matthias-Bleck, Heike (Hrsg.) 2002: Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben. Staatsinstitut für Familienforschung. Opladen: Leske + Budrich (Zeitschrift für Familienforschung Sonderheft 2).
- Schulze, Alexander 2009: Sozioökonomische Konsequenzen der Fertilität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schulze, Alexander 2010: Changes in family income around the time of birth of children in Germany between 1985 and 2004. In: Comparative Population Studies 35,1: 65-84.
- Schwarze, Johannes; Mühling, Tanja 2005: Empirische Forschung zur ökonomischen Situation und zum Armutsrisiko von Familien – Folgerungen und Ausblick. In: Zeitschrift für Familienforschung 17,2: 208-210.
- Statistisches Landesamt Baden-Württemberg (Hrsg.) 2007: Familien brauchen Rahmenbedingungen: Deutschland wird familienfreundlicher (Monitor Familienforschung: Beiträge aus Forschung, Statistik und Familienpolitik 9-12).
- Stewart, Susan D. 2002: The effect of stepchildren on childbearing intentions and births. In: Demography 39,1: 181-197.
- Strohmaier, Jürgen; Stauber, Barbara 2012: Lebenslagenbericht kinderreiche Familien im Landkreis Reutlingen. Unter Mitarbeit von Jan Böttcher, Ursula Goelz und Rebecca Schmolke. Reutlingen: Liga der freien Wohlfahrtsverbände (LIGA) (Hrsg.).
- Thomson, Elizabeth 2002: Motherhood, fatherhood and family values. In: Lesthaeghe, R. (Hrsg.): Meaning and choice: Value orientations and life course decisions. The Hague: NIDI/CBGS Publications Nr. 37: 251-272.
- Träger, Jutta 2009: Familienarmut: Ursachen und Gegenstrategien. In: Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst 2.
- Walla, Wolfgang; Eggen, Bernd; Lipinski, Heike 2006: Der demographische Wandel. Herausforderungen für Politik und Wirtschaft. Stuttgart: Kohlhammer.
- Willitts, Maxine; Swales, Kirby (and Department for Work and Pensions, Social Research Division) 2003: Characteristics of large families. London: Information and Analysis Directorate.
- Zhu, Anna W. 2012: Working and caring for large families: do mothers face a trade-off? In: Journal of Population Research 29,4: 329-350.
- Zitscher, Bertram 2010: Die Mehrkindfamilie im toten Winkel – Zukunftsfolgen.